Protestantenblatt.

Wochenschrift für den deutschen Protestantismus.

Unter Mitwirkung von Gesinnungsgenossen herausgegeben von **R. Emde, Bremen,** und **D. M. Fischer, Berlin.**

39. Jahrgang.

1906 **Berlin-Bremen, den 16. Juni.** **Nr. 24**

Erscheint jeden Sonnabend. — Preis: Vierteljährlich 1,50 Mark. Bei direkter Zusendung 40 Pf. für Porto mehr. — Bestellungen nehmen sämtliche Postanstalten und Buchhandlungen des In- und Auslandes entgegen. Postzeitungsliste 6244 a. — Anzeigen pr. Zeile 30 Pf., Reklame pr. Zeile 80 Pf.

Inhalt: Bibellosigkeit. Von G. Freybe. — Chamberlains Kant. IV. Von Professor Dr. W. Nestle. — Die neuere soziale Dichtung. I. Von Prof. Dr. Bräutigam. — Religion, Christentum, Kirche, Protestantismus, Protestantenverein. III. Kirche. Von Baars. — Der Schulradikalismus und die deutschen Lehrer. — Vom Büchertisch.

An alle

Leser und Freunde des Protestantenblattes

lassen wir hierdurch die Mitteilung gelangen, daß im Einverständnis mit dem bisherigen Verleger des Protestantenblattes, Herrn **Carl Schünemann** in **Bremen,** das Protestantenblatt vom **1. Juli** ab seitens des **Berliner** und des **Bremer Komitees in eigene Verwaltung** genommen wird und **von diesem Zeitpunkte** an unter der Firma:

Verlag des Protestantenblattes

in **Schöneberg-Berlin, Hohenfriedbergstraße 15,** erscheint.

Inhalt, sowie **Format** und äußere **Ausstattung** des Blattes werden natürlich von dieser Verlagsänderung **in keiner Weise** berührt, da die **Redaktion** in den Händen der bisherigen Herren Redakteure verbleibt, und ebenso die **Herstellung** des Blattes auch fernerhin durch die Druckerei des Herrn Carl Schünemann in Bremen erfolgt.

Alle die **Expedition** und den **Verlag** des Protestantenblattes betreffenden Bestellungen auf einzelne Nummern, **Inserat-Aufträge,** Anfragen und sonstige Mitteilungen sind jedoch vom **1. Juli** ab **ausnahmslos nur** an den obigen **Verlag** zu richten.

Bestellungen auf das Blatt selbst können wie bisher bei allen **Postämtern,** durch den **Buchhandel** oder **direkt** durch den **Verlag** erfolgen.

Indem wir nunmehr in gemeinsamer Arbeit mit einem im Zeitschriftenwesen durchaus erfahrenen und buchhändlerisch geschulten Geschäftsführer für die Hebung und weitere Verbreitung des Protestantenblattes mit allen Kräften tätig sein werden, erbitten wir zugleich hierfür auch die Unterstützung und eifrige Mitarbeit **aller Leser und Freunde** unseres Blattes, denen zur Werbung neuer Abonnenten jederzeit Probenummern zur Verfügung stehen.

Schöneberg-Berlin,
Hohenfriedbergstraße 15.

Verlag des Protestantenblattes.

Bibellosigkeit.

Lasset das Wort Christi unter euch reichlich wohnen in aller Weisheit; lehret und vermahnet euch selbst mit Psalmen und Lobgesängen und geistlichen lieblichen Liedern, und singet dem Herrn in eurem Herzen. Kol. 3, 16.

In der „Kirchlichen Gegenwart" standen kürzlich in einem Artikel „Bibellosigkeit" folgende beherzigenswerte Worte zu lesen: „Gewiß, wir Menschen von heute können stolz sein auf vieles, was wir gelernt haben, und was man früher nicht konnte. Wir können elektrische Bahnen bauen, können aus Steinkohlenteer Zucker bereiten und können Gewehrgeschosse herstellen, die fünf Menschen auf einmal durchbohren. Aber wir müssen ebenso dann zugeben, daß frühere Zeiten auch Dinge verstanden, die wir heutzutage nicht mehr verstehen. Sie verstanden zu sterben, sie konnten Kinder und Eltern vertragen, sie konnten eigene Sünde einsehen und bekennen; wie ein Kind von sich sagt: ich bin ungezogen gewesen, aber ich will nun artig sein! Wir können das nicht mehr! — — Wir haben nicht verlernt zu sündigen, aber wir haben verlernt, die Sünde mit Namen zu nennen. Der moderne Mensch weiß kaum noch etwas von Sünde, die er an sich haben soll. Im Beichtbekenntnis wird eine ganze Tafel

derselben genannt: Unglauben, Zweifel, Kleinmütigkeit — Ungeduld, Hoffart, böse Lüste, Geiz, heimlicher Neid —, Haß und Mißgunst, auch andere Sünden! Aber das sind keine Sünden mehr für den modernen Menschen. Kleinmütigkeit und Ungeduld sind Temperamentssache oder Nervensache. — — Man sagt, die Sprache ist zarter geworden. Man würde richtiger sagen, sie ist verlogener geworden."

„Daß wir uns so nicht die Sünde, wohl aber die Bezeichnung dafür abgewöhnt haben und uns dadurch selbstverständlich in doppeltes Verderben bringen, das ist zum großen Teil die Folge davon, daß wir bibellos geworden sind. — — Für uns heißt es durchaus die Zeitung als Erzieher! nicht: die Bibel als Erzieher! Der Berg von Zeitungen aber, der täglich gedruckt und versetzt wird, spricht nicht von Sünde. Der fragt, was die Menschen gerne hören."

Das sind ebenso wahre, wie ernste Worte, und wir müssen sie um so mehr beachten, die wir über die Bibel, über ihr Alter und ihre Geschichte, ihre Entstehung und Zusammensetzung so viel wissen und erfahren, aber dabei in Gefahr stehen, ihren Inhalt, wenn nicht zu vergessen, so doch leicht zu unterschätzen. Wir wissen, daß die Bibel, auch das Neue Testament, keine absolute Größe ist, wir kennen ihre Mängel und Menschlichkeiten. Aber trotzdem bleibt die Bibel, die uns ja jetzt auch in so vielen zuverlässigen und modernen Übersetzungen zugänglich ist, doch das Buch der Menschheit, eine der interessantesten und vielseitigsten Büchersammlungen, die es je gegeben hat. Und ihre Interessantheit wird so persönlich und wirkt so unmittelbar auf den Menschen, wie nichts anderes, weil sie ihm stets sein Spiegelbild und Idealbild zu schauen verleiht. Der Anblick anderer ringender Menschen, den sie bietet, wirkt unwillkürlich anziehend. In genanntem Artikel heißt es mit Recht: „Es ist bekannt, daß unter allem Gedruckten nur die Bibel so offen und deutlich von Sünde spricht, so schön und offen sie mit Namen nennt, wie das für die Gesundheit und Erziehung des Menschengeschlechts notwendig ist." Man erschrickt fast und schämt sich der eigenen falschen Nachsicht und zu großen Nachgiebigkeit, wenn man das Laster der Unkeuschheit und Ausschweifungen in der Bibel so ernst und klar verurteilt und mit den rechten Namen der Hurerei und Völlerei genannt findet. Heute fällt ja leider ein junger Mensch in der Gesellschaft fast unangenehm auf, der Unmäßigkeit nicht belächelt, sondern bekämpft, der bei Zoten errötet oder geschlechtliche Sünden nicht mit „Veranlagung", „Sich-Ausleben", „Austoben" oder als „Verhältnis" entschuldigt, sondern am Ideal der Keuschheit und Reinheit festhält und die meist so seichte Offiziersmoral bekämpft. Darum ist gerade den Liberalen, die wirklich am Reich Gottes mitbauen und die Gesundung und sittliche Kräftigung unseres Volkes erstreben wollen, nichts nötiger, als von dem sittlichen Ernst und der heiligen Tiefe der Bibel sich immer wieder berühren, ermutigen und im Gewissen stärken zu lassen. Dazu, daß wir durch sie uns selbst lehren und vermahnen, wie der Apostel schreibt, ist sie da und imstande. Ihre zeitgeschichtlichen Hüllen, ihre Weltbilder und Wundergeschichten mögen gern dahin fallen; die sogenannte Weltanschauung wollen wir jedem gern freigeben; aber daß die Lebensanschauung und vor allem die Lebenshaltung am sittlichen Ernst der Bibel stets wieder geprüft, orientiert, danach eingerichtet oder umgeändert werde, das ist in der Gegenwart dringend notwendig. Die Sprache des rücksichtslosen Mutes und heiligen Ernstes, die man braucht, um ideale Güter zu erhalten und zu erkämpfen, kann nichts so trefflich lehren, wie die Bibel mit ihrer gewissenweckenden Unmittelbarkeit. „Und es wird dabei bleiben müssen, daß, wenn der Satan einen Menschen oder ein Volk verderben will, er noch immer stets damit beginnt, daß er ihm Gottes Wort aus der Hand nimmt, die Religionsstunden aus der Schule und die Bibel aus dem Hause. Dann findet sich das Weitere schon von selbst!" Vielleicht sind wir gegen unser Wissen und Wollen daran schuld, daß die Bibelachtung gesunken und die Bibellosigkeit gewachsen ist. Die kritische Arbeit an der Bibel will ja nur ein falsches Bild und einen abergläubischen Gebrauch der Bibel zerstören; aber sie und wir alle wollen mit dem allen doch nur freie Bahn schaffen, daß wir die Worte Christi in ihrer ganzen schlichten Majestät und tiefen Weisheit erfassen, daß wir einen freien, fröhlichen Gebrauch von ihrem Inhalt, von ihren ernsten Berichten, von ihren „geistlichen lieblichen Liedern" und allen in ihr gesammelten Perlen machen können. Darum wollen wir in der Bibel zu Hause sein und ihre Schätze unserem Volke und unseren Kindern nicht vorenthalten, sondern das Wort Christi in aller Weisheit reichlich unter uns wohnen lassen. G. Freybe.

Chamberlains Kant.

IV.

Daß dieses Buch geeignet ist, viele neue Einsichten zu gewähren und vorhandene zu vertiefen, daß es eine Reihe tiefster Fragen in geistvoller und klarer Weise erörtert, daß es eine Fülle von Anregung zum eigenen Nachdenken gibt, das, hoffe ich, läßt die hier gegebene Übersicht wenigstens ahnen. Auch daß der Leser durch dieses Buch ganz vortrefflich in die Kantische Philosophie, und nicht nur in diese, sondern auch in die Gedankenwelt einer Anzahl anderer hervorragender Denker eingeführt und nicht zuletzt in fesselnder und anschaulicher Weise belehrt wird, wie philosophische Probleme überhaupt gestellt und gelöst werden können, soll aufs dankbarste anerkannt werden. Aber außer dem theoretischen Zweck, Kants intellektuelle Persönlichkeit zu zeichnen, der in glänzender Weise erreicht ist, verfolgt das Buch mit seiner Losung: „Zurück zu Kant"! auch noch ein praktisches Ziel. Auch in dessen Verfolgung werden wir mindestens eine gute Strecke weit mit dem Verfasser gehen können. „Versöhnung von Religion und Wissenschaft" ist ja ein Schlagwort unserer Zeit. Dieses Buch gibt ein großartiges Programm für die Lösung dieser Aufgabe. Jede Zeile zeigt, daß Ch. auch da, wo er gegen die herrschende naturwissenschaftliche Richtung polemisiert, dies nirgends im Sinn kirchlich-apologetischer Tendenz, sondern einzig im Eifer für die Wahrheit tut. Nichts liegt ihm ferner, als das Denken diskreditieren zu wollen. Im Gegenteil: er will ja den wahren Rationalismus, den richtigen Gebrauch der Vernunft wieder wecken; und es hat etwas Erfrischendes, wenn er die Zionswächter, die die Unterwerfung der Vernunft unter das Dogma predigen, folgendermaßen charakterisiert: „Die Vernunft steht bei unseren Religionslehrern von jeher in schlechtem Geruch; ein „Rationalist" in dem Sinne eines Menschen, der von seiner Vernunft Gebrauch macht, gilt ihnen von vornherein als Gottesfeind; nicht lange ist es her, daß ein Papst eine ganze Enzyklika von Anathemen gegen diese schlimme Brut erließ, und die protestantischen Päpste tun desgleichen ohn' Unterlaß. Je geringer die Vernunft, desto größer die Frömmigkeit, gilt als Axiom" (749). Die Voraussetzung für die Erneuerung unserer Religion ist ihm der vollständige Verzicht auf die jüdisch-katholischen Elemente der christlichen Dogmatik, die auch für die „Bekenntnisse" der evangelischen Kirche die Grundlage bilden. Was das heißen will, mag man sich vergegenwärtigen, wenn man nur z. B. an die Vorstellung einer „göttlichen Offenbarung" und insbesondere an die kirchliche Christologie denkt.

Tatsächlich liegt ja ein Versuch, die christliche Theologie auf dem Kantischen System neu zu begründen, in dem Lebenswerk Albrecht Ritschls vor, der sowohl hinsichtlich der Grenzabsteckung der Gebiete der Naturwissenschaft und der Religion als auch mit seiner energischen Verteidigung der Rechte der freien Forschung innerhalb der Theologie manche gute Früchte getragen hat. Wie sich Ch., der Ritschl nie erwähnt, während er in den „Grundlagen" Strauß mehrmals eines entschiedenen Tadels würdigt, zu dieser theologischen Richtung

stellt, die mit ihrer Übertragung der aus der Natur vertriebenen Offenbarung Gottes auf die einzigartige Persönlichkeit des historischen Jesus dem kirchlichen Dogma jedenfalls näher steht als die Jünger der Hegelschen Schule, wäre interessant zu erfahren.

Damit sind wir bei einer Grundanschauung Chamberlains angelangt, die eine kurze Prüfung verdient. Mir will scheinen: Kant und vollends Ch. mit seiner Weiterbildung der Kantischen Anschauungen habe durch die „Aufhebung des Wissens“ für das Glauben doch gar zu viel Platz geschaffen. Denn durch seine Ausschaltung der Wahrheitsfrage nicht nur aus der Religion, sondern auch aus der Wissenschaft, kommt Ch., genau besehen, beim Agnostizismus an.

Ich habe also zunächst schwere Bedenken gegen Chamberlains Begriff von Wissenschaft. Nach ihm ist es ja eine „Naivität“, zu meinen, der Wahrheitsgehalt sei es, der ihr ihren Wert verleihe, während dies in Wirklichkeit nur „ihre methodische Brauchbarkeit in der Praxis und ihre bildende Bedeutung für die Phantasie und den Charakter“ tut (751). Man fragt hier unwillkürlich: Brauchbarkeit wozu? Und Ch. selbst antwortet uns: zur „Erweiterung der Kenntnisse, Beherrschung der Kräfte, kurz, in letzter Reihe einer Erhöhung der Leistungsfähigkeit des Verstandes und der theoretischen Vernunft“ (758). Also: die Wissenschaft ist nicht Selbstzweck, sondern Mittel; wozu? Zu Kenntnissen. Was aber soll denn der Gegenstand, der Inhalt dieser Kenntnisse sein, womit soll sich der Verstand abgeben als mit der Erforschung der Wahrheit? Mir scheint: hier läuft eine Verwechslung von Wissenschaft und Theorie mit unter. Gewiß: eine einzelne Theorie kann der Wahrheit nicht entsprechen und doch auf dem Weg zur Wahrheit weiterführen. Die Wissenschaft ist aber nicht einfach die Summe aller Theorien, sondern diese modifizieren und rektifizieren einander. Wenn auch keineswegs durch die ganze Weltgeschichte hindurch ein gleichmäßiger Fortschritt auf die Erkenntnis der Wahrheit zu stattfindet, wenn auch oft durch Völkerkatastrophen eine Kultur förmlich abgerissen wird und ein anderes Volk die Forschungsarbeit neu beginnen muß, wenn auch zuweilen eine richtige Erkenntnis von einer falschen lange überwuchert und unterdrückt wird oder eine schon gewonnene wieder verloren geht (z. B. die heliozentrische Weltanschauung des Aristarch von Samos im 3. Jahrhundert v. Chr.), es läßt sich doch nicht verkennen, daß mindestens innerhalb der einzelnen Kulturvölker in der Wissenschaft sich ein fortschreitender Ausscheidungsprozeß des Unrichtigen vollzieht, der der Wahrheit immer näher führt. Wäre die Wissenschaft wirklich bloß ein „Schema“ ohne jeden objektiven Inhalt, lediglich mit dem Zweck der praktischen Beherrschung des Lebens, so wäre ihr ihre edelste Triebfeder, der Durst nach Wahrheit, genommen. Goethe, dessen Warnung vor dem Aufspüren der Ursachen Ch. so gerne zitiert, sagt trotzdem: „Ob wir gleich der Natur ihre geheime Encheiresis, wodurch sie Leben schafft und fördert, zugeben und, wenn auch keine Mystiker, so doch zuletzt ein Unerforschliches eingestehen müssen, so kann der Mensch, wenn es ihm Ernst ist, doch nicht von dem Versuche abstehen, das Unerforschliche so in die Enge zu treiben, bis er sich dabei begnügen und sich völlig überwunden geben mag.“*) Und ein andermal: „Der Mensch muß bei dem Glauben verharren, daß das Unbegreifliche begreiflich sei; er würde sonst nicht forschen“. Und hat nicht Kant selbst — freilich lange vor der Abfassung seiner „Kritik der reinen Vernunft“ — diesem Trieb seinen Tribut bezahlt mit der Aufstellung der unter dem Namen der Kant-Laplaceschen Theorie Gemeingut der Wissenschaft gewordenen Hypothese über die Entstehung der ganzen Welt? Ja trotz Chamberlains Versicherung (746), daß „nicht die Welt des Sternendoms, sondern nur die zweite Welt der Pflicht zu einem wahrhaftigen Gottesideal führe“, habe ich doch den Eindruck, daß in dem oben angeführten Wort vom bestirnten Himmel die frühere Anschauung Kants noch nachwirke. Und trotz Chamberlains fortwährendem Protest gegen die Auffassung Gottes als letzter Ursache der Welt, lesen wir doch bei ihm selbst (714 f.): „Unter den verschiedenen Ideenketten führt die eine, wenn sie sich nicht ins Endlose . . . ausdehnen soll, mit zwingender Macht zu der Vorstellung eines absolut notwendigen Wesens, das alle anderen Wesen als U r s a c h e*) und als Ziel, als Grundbedingung und als Ideal umfasse.“

*) An H. Wackenroder, 21. Januar 1832.

Dies führt uns auf die R e l i g i o n. Auch sie „vermittelt keinerlei „Erkenntnis“, sondern sie soll „die Leistungsfähigkeit der praktischen Vernunft erhöhen“ (758). Nun hat gewiß Kant selbst in den „Glauben“, für den er Platz schaffen wollte, „wenig Historie und viel Kraft der lebendigen Tat gelegt“ (167). Er hat sogar seine Philosophie benützt, um an der „statutarischen“ Religion eine scharfe Kritik zu üben. Aber was er bekämpft, ist doch nur die Gepflogenheit der Kirchen, dem Glauben an ein dogmatisches System einen sittlichen Wert beizulegen, während einen solchen in sein Augen nur die gute Tat hat. Er bekämpft nicht den Inhalt der Dogmen als irrig vom intellektuellen Standpunkte aus; nur der Anspruch auf ihre allgemeine Verbindlichkeit wird verworfen. Da unsere theoretische Vernunft nach Kant gar nichts, die praktische aber nur aussagt, d a ß eine Gottheit existiert, so bleibt hinsichtlich der Art, w i e man sich die Gottheit vorstellt, der Phantasie ein absolut unbeschränkter, für keine Kritik zugänglicher Spielraum. Eine Unterscheidung von wahrer oder falscher Religion (im theoretischen Sinn) gibt es nicht; nur der praktische Gesichtspunkt kann einen Prüfstein für den Wert der Religion abgeben: Die Beobachtung darauf, welche von ihnen am meisten sittliche Kraft im Menschen auslöst. Dies deckt sich so ziemlich mit dem Grundgedanken der Ringfabel in Lessings „Nathan“. Jedenfalls geht Ch. durchaus konsequent vor, wenn er auf Grund der Kantischen Anschauung den freilich etwas scharf pointierten Satz Goethes adoptiert: „Es kommt alles daranf an, d a ß man glaube; was man glaubt, ist völlig gleichgültig“ (759). Diese Ansicht tritt schon in den „Grundlagen“ klar hervor, am bündigsten formuliert, wenn der vermeintliche Vorzug des Monotheismus vor dem Polytheismus mit der Bemerkung bestritten wird: „Die Arithmetik hat mit Religion gar nichts gemeinsam“ (224). Taten aber, sittliche Taten, zeugt — so hören wir jetzt (758), jede lebendige Religion: „Aus den verschiedensten religiösen Vorstellungen kann diese Kraft geschöpft werden. Die Märtyrer der sich bekämpfenden christlichen Konfessionen sind alle mit demselben Mute gefallen . . . . . . Wer die Mohammedaner kennt, der weiß, daß ihr Religionsglaube, wenn auch gewiß der sterilste, so doch der stärkste von allen ist; bei uns ist nur eine Minderzahl fähig, sich die Krone des Märtyrertums zu verdienen, dort ist es fast ein jeder. In der Beherrschung des empirischen Selbst durch das ideale Selbst leistet der arische Inder das höchste, in der Erziehung des Herzens zu Duldung und unbeschränkter Menschenliebe der echte Buddhist.“ Ja, warum bekämpfen dann wir Protestanten — und Ch. selbst mit großem Feuereifer — den Katholizismus? Warum treiben wir gar Heidenmission? Nun, die letztere ist ja ein schweres Problem. Aber die polytheistischen Religionen zeitigen denn doch nicht bloß so bewundernswerte sittliche Taten, sondern haben vielfach auch die unsinnigsten, grausamsten und verderblichsten Gebräuche in der Übung. Doch ich will hier nicht wiederholen, was ich schon zu den „Grundlagen“ ausgeführt habe (Protestantenbl. 1903 S. 231 ff.). Aber auch bei uns hat auf Grund solcher Anschauungen die katholisierende Romantik ihre Orgien gefeiert, an deren Nachwirkungen wir heute noch kranken. Daß man diesen Erscheinungen wehrlos gegenübersteht, ist die unausweichliche Konsequenz daraus, daß man die Religion in „Allegorien“ zwecks Stärkung der Sittlichkeit auflöst und der Vernunft (der theoretischen nämlich) die Türe weist.

Schöntal (Württemberg). Professor Dr. W. Nestle.

*) Von mir gesperrt.

Die neuere soziale Dichtung.

I.

Ein oder das Schlagwort unserer Zeit ist Sozialismus, das Wort nicht gebraucht im politischen, wirtschaftlichen und im revolutionären Sinne, sondern ganz allgemein als eine Weltanschauung, die immer mehr die Tiefen der verschiedenen Volkskreise durchwühlt, und in die immer mehr die modernen Kulturvölker gleichsam hineinwachsen.

Am bekanntesten ist das Wort Sozialdemokratie. Es gibt einen nationalen Sozialismus, einen ultramontanen Sozialismus, einen christlichen Sozialismus, einen Staats-Sozialismus, es gibt eine Sozialpsychologie, eine Sozialhygiene, eine Sozialpädagogik. Man spricht von Sozial-Theologie. In Bremen gibt es jetzt ein soziales Museum, und einen Verein für Sozialreform.

Es gibt ferner eine soziale Dichtung.

Schon seit den ältesten Zeiten weiß man, daß der Mensch ein soziales Wesen ist und die Instinkte eines Herdentieres hat, wie nun der naturwissenschaftliche Ausdruck lautet. Spricht doch schon Aristoteles von dem politischen Wesen, das der einzelne Mensch darstellt, und eine soziale Dichtung hat es seit den ältesten Zeiten gegeben.

„Der Ritter, der, seiner Standeskraft, seines Ansehens und seiner höfischen Bildung sich wohl bewußt, ein Spottlied auf den Bauern singt", sagt Julius Hart, einer der ersten, die über soziale Lyrik geschrieben haben (vergl. Freie Bühne, 1. Jahrg. Heft 41), „bringt damit soziale Anschauungen und Empfindungen zum Ausdruck, und wer in einer Idylle bäuerliches Leben darstellt, oder wie die Annette von Droste-Hülshof in Des Pfarrers Woche Freud und Leid eines katholischen Landgeistlichen in seinem Standeswesen als Geistlicher schildert, dichtet eine soziale Lyrik."

Julius Hart hätte vor allem aus den frühesten Jahrhunderten Meyer-Helmbrecht nennen müssen, die erste Dorferzählung aus dem Mittelalter, in der von dem stolzen Bauernjungen so anschaulich und ergreifend berichtet wird, der zum Stande der Raubritter, Stegreifritter, Wegelagerer und Schnapphähne schwört und dann elendiglich zu Grunde geht, ganz so wie es sein treuer, bäuerlicher Vater vorausgeahnt hat.

Die soziale Dichtung ist aber erst in den letzten hundert Jahren auf dem neuen Boden der modernen Verhältnisse erwachsen, nicht etwa als vereinzeltes Erzeugnis auf deutschem Boden, sondern fast gleichmäßig bei allen modernen Kulturvölkern. Wie mächtig ist da England vorangegangen! Schon Robert Burns, der geniale Bauerndichter, hatte die dunkle und leidensreiche Existenz des schottischen Knechts in unsterblichen Liedern besungen. Es müßten dann Namen genannt werden, wie Shelley und Thomas Hood, dessen ergreifendes „Lied vom Hemd" eines der bekanntesten sozialen Gedichte der neueren Zeit überhaupt geworden ist. Der Arbeiterfrage und den sozialen Problemen ist in England in den siebziger Jahren des vorigen Jahrhunderts William Morris näher getreten, der in die erste Reihe der zeitgenössischen Schriftsteller von damals gehört und einen Artikel für sich allein verdiente. Sein Lied: Der Marsch der Arbeiter aus den Liedern für Sozialisten rief allgemeines Entsetzen hervor. Gar mancher aus der vornehmen Welt der Torries hat darüber die vortrefflichen Leistungen vergessen, die William Morris sonst aufzuweisen hat.

Mehr als die englische Literatur hat die französische auch auf dem Gebiete der sozialen Dichtung auf Deutschland eingewirkt. Eine neue Wissenschaft gibt es ja, der die Zukunft gehört, die vergleichende Literaturgeschichte, die da nachweist, wie die modernen Kulturvölker sich gegenseitig beeinflussen und durchdringen. Wie mächtig ist der Einfluß Frankreichs auf Deutschland gewesen! Wie mächtig ist, um nur einige Namen aus Frankreich zu nennen, die Wirkung gewesen von George Sand, von Victor Hugo, dessen Roman Les Misérables eine großartige soziale Dichtung im höchsten Sinne ist. Leconte de Lisle, das spätere so berühmte Haupt der Parnaßschule, war in seiner Sturm- und Drangperiode der Sänger des Fourierschen Sozialismus.

Unter den jetzt noch lebenden Dichtern ist einer der edelsten der große Mitleidssänger Sully Prud'homme, der verdientermaßen derzeit mit dem Nobelpreise ausgezeichnet wurde. Allein sein großzügiges flammendes Buch: La Justice sichert ihm einen hohen Rang auf diesem Gebiete. Man lese aber auch seine kleineren Poesien: Le Cri perdu, mit den Anfangsworten:

Quelqu'un m'est apparu très loin dans le passé.
C'était un ouvrier des hautes Pyramides.

Sein Gedicht: Die Venusbilder ist mir zu einem tiefinneren Erlebnis geworden, das auf die ganze Art meiner Kunstbetrachtung und meines Kunstgenießens mit eingewirkt hat. Es erging mir wie Jacobowski in dem kleinen Gedicht Scene, worin er erzählt, daß er eben gelesen habe, wie ein hungerndes Proletarierkind von einem Hunde halb zerrissen worden sei, und er schließt mit den anklagenden Worten:

Ich lese dieses Bild der Not
Und möcht die Faust gen Himmel recken! —
Wem kann sein eig'ner Bissen Brot
Noch schmecken?

Wer hat denn bei uns das tiefinnigste Mitleid, beim Kunstgenießen nachträglich noch zu erschrecken, daß wir über den toten Marmorbildern die lebende Schönheit vergessen, die auf den Straßen in Lumpen gehüllt ist!! Wie aus tiefinnerster Seele geboren ist die wuchtige Anklage Sully Prud'hommes hier namentlich am Schluß seines Gedichts. Wie hoch ich es stelle, mag man daraus ersehen, daß dies das einzige französische Gedicht überhaupt ist, das ich rhythmisch übersetzt habe. Wie von selbst kamen mir die deutschen Verse, so tief ergriffen war ich.

Die Venusbilder.

Ich kam zurück vom Louvre gestern;
Die Hallen habe ich durchwandert,
Wo an einander stolz sich reihen
Die holden Venusmarmorbilder.

Und angesichts der hehren Gruppen,
An denen staunend hing das Auge,
Fand ich, wie würdig sie geborgen
Im stolzen königlichen Schlosse.

Und wie ich gehe, schönheitstrunken,
Streift still vorbei ein armes Mädchen,
Mein Schwärmen endend. Ihre Blicke,
Sie dringen tief mir in die Seele.

O Gott! wie ist sie bleich und müde,
Und doch, wie schön sind diese Züge! —
In Fetzen hängt ihr enges Jäckchen,
Ein schlechtes Tuch hüllt ihre Glieder.

Und auf die Schultern fließen nieder
Vom bloßen Haupte reiche Fluten
Des wirren Haars, das nie im Spiegel
Mit Sorgfalt zierlich ward gebunden.

Und von der Nadel scharfen Stichen
Sind schwarz die Spitzen ihrer Finger,
Und von der Arbeit langer Nächte
Die Augen müde, trüb die Blicke.

Du hast nicht Heim und Herd, du Arme,
Stehst weinend an der Straßenecke.
Die Schlösser sind für Marmorbilder —
Dich schuf nur der allmächt'ge Schöpfer.

Für deine Schönheit ist in Tempeln
Nicht Raum, Gebilde ohne Seele,
Mit toten Augen, sie sind würdig,
Daß man in Andacht sie bewundert.

Mit deinem Leibe mußt du feilschen,
Dich zwingt dazu die bittre Sorge. —
Von Stein die Weiber stehn im Louvre, —
Die Lebenden — vergehn vor Hunger! —

In Deutschland entfaltete sich in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts gar mächtig die soziale Dichtung, und es gibt jetzt schon Fachleute, die die soziale Dichtung jener Zeit, aus der ich Namen nenne wie Heine, Freiligrath, Herwegh, Pfau, Beck, Meißner, in ihrer Innerlichkeit, Ehrlichkeit, Gemütstiefe, Überzeugungstreue höher stellen als die Kunst der Gegenwart, aber doch erst in letzterer hat die soziale Dichtung einen solchen Umfang und eine solche Bedeutung gewonnen, so daß man jetzt die letzten Jahrzehnte eine Zeit der sozialen Dichtung nennen kann. Man nennt die jüngste Vergangenheit bekanntlich die Moderne. Um diese Epoche kurz zu charakterisieren, will ich auf meine Übersicht über die neuere deutsche Literatur hinweisen. Ich habe da gesagt: Ist es denn rein zufällig, daß die Literarrevolution, wie sie der Naturalismus mit sich brachte, zusammenfällt mit dem fabelhaften Anwachsen der Sozialdemokratie, die bei der Reichstagswahl 1890 einen Erfolg errang, der selbst die kühnsten Erwartungen ihrer Führer übertraf? Gewiß sind nur wenige von den Modernen politisch auf sozialdemokratischem Gebiete tätig gewesen, aber die Mehrheit stand dem Sozialismus nahe. Ein streng einheitliches Bild des Charakters der Literaturepoche des jüngsten Deutschlands geben zu wollen, wäre Torheit, denn dazu ist diese Zeit in ihren Regungen viel zu mannigfaltig, um durch ein Schlagwort abgeurteilt zu werden. Aber nur im Hinblick auf die großen Zeitprobleme ist die Moderne richtig zu erfassen, Und da zeigt sich denn, daß die reichen Bewegungen in der neuesten deutschen Literatur mit dem, was wir die soziale Frage nennen, in untrennbarem Zusammenhange stehen. Die gewaltige Sphinx der sozialen Frage hat es mit veranlaßt, daß die Zeit des Realismus und Naturalismus aufkam.

Und da das jüngste Deutschland von der großen Zeitströmung des Sozialismus getrieben wurde, entstand nun die neue soziale Dichtung, die Mitleidsdichtung, die arme Leute Poesie. Ein bis in die grundlosen Tiefen menschlichen Elends dringender Zug tiefen Mitleids ging durch die junge Dichterwelt. Der Ärmsten und Verlassensten nahm sie sich an, sie stieg hinunter bis in die versteckte͏sten Winkel jämmerlichen Menschendaseins.

Wie ein großer Zug tiefen, sozialen Mitempfindens durch die moderne Menschheit geht, dafür nenne ich hier nur ein ganz charakteristisches und bedeutsames Anzeichen. Durch die Tagesblätter ging im Oktober 1905 folgende Notiz:

Der Kronprinz im „Nachtasyl" (gemeint ist das Drama von Gorki).

Daß der Kronprinz vom „Nachtasyl" Kenntnis nahm, ist aus mehr als einer Hinsicht bemerkenswert und deshalb sollte diese Tatsache nicht bloß obenhin im Hofbericht bemerkt werden. Die Erfahrungen, die der Prinz sammelt, werden den Herrscher bestimmen. Auch die Könige schmiedet der Ernst der Zeit und je enger sie in den Jahren des bildsamen Werdens und der regsamsten Empfänglichkeit mit dem Wohl und Wehe des Volkes und vor allem mit dem Leid in den Hefen des Lebens Fühlung nehmen, um so heller wird einst der edelste Kronjuwel, die Gerechtigkeit, aufleuchten. Der Kronprinz macht kein Hehl daraus, daß die zurechtgemachten Historien, die loyalen Eintagsfliegen der Literatur, die säuerlich lustigen Lustspiele und die harmlosen Schwänke bei weitem nicht den ganzen Kreis seiner Theatereindrücke ausfüllen. Ohne Voreingenommenheit versucht er Schritt zu halten mit den Ereignissen, welche die heutige Kunst kennzeichnen und die künftige anbahnen. Er ist heute sein eigener Herr und hat das Recht sich auszuleben in der ungebrochenen Richtung seiner Neigungen.

Wenn selbst die Höchsten der Erde von den Zeitproblemen erfaßt werden, wenn der Strom schon die Höhen erreicht hat, — wie mächtig mag er da in den Niederungen wirken. Ganz naturgemäß wurden die sensitiven Gemüter der Dichter von dem heute herrschenden sozialen Mitempfinden erfaßt.

Reine Mitleidspoesie, die es immer gegeben hat, ist diese neue soziale Dichtung zunächst. Viele Dichter schildern die Not, enthüllen Bilder des Elends, ohne weitere Folgerungen und Forderungen daran zu knüpfen, und gerade hier, in der reinen Mitleidspoesie hat die moderne Kunst Großes geschaffen. Der Dichter, den man den größten Lyriker unserer Zeit nennt, Detlev von Liliencron, hat hier die am meisten ergreifenden Töne gefunden. Ich nenne nur von ihm: Hochsommer im Walde:

Kein Mittagessen fünf Tage schon,
Die Heimat so weit, kein Geld und kein Lohn,
Statt Arbeit zu finden, nur Hunger und Not,
Nur wandern und betteln und kaum ein Stück Brot . .

Selbstverständlich handelt es sich hier nicht um Dichtungen, die das allgemeine menschliche Elend darstellen, wie es jeden, der Menschenangesicht trägt, treffen kann, ob Hoch oder Niedrig, Reich oder Arm, Alt oder Jung; hier kommen nur Dichtungen in Frage, die das aus der sozialen Not geborene Elend schildern, Unglück, erzeugt aus der sozialen Schichtung bei den modernen Völkern, Leidenszustände, die sich lediglich erklären lassen aus wirtschaftlichen und gesellschaftlichen Lagen, die den Einzelnen treffen. Immer mehr haben sich in der modernen Entwicklung bei den einzelnen Kulturvölkern die sozialen Gegensätze verschärft, und diese wirtschaftlichen und gesellschaftlichen Kämpfe mußten naturgemäß auch auf die Dichtung der Zeit einwirken. Dazu kommt noch, daß das Empfinden des Einzelnen und der Gesamtheit sich verfeinert hat. Den ganzen Naturalismus in der neueren Dichtung hat man mit Recht auch damit erklärt, daß sich in der Menschheit ein immer schärferes Sehen herausbildet und der Wirklichkeitssinn sich immer mehr entfaltet. Das ganz Gleiche trifft auf die Empfindungswelt zu, die Reizbarkeit wächst, die Nerven werden feiner.

Soll ich Beweise aus der Dichtung unserer Zeit nennen? Tolstoi schildert das Sterben eines Baumes; eines der schönsten Gedichte von Gottfried Keller gibt der Klage Ausdruck, wie der mächtige Edelstamm einer uralten Eiche in die Stadt geschleppt wird, und Liliencron schämt sich, wie er sagt, vor Baum und Tier und schließt die Augen mit der Hand, als ein Bauer ein Birkenbäumchen abschlägt, das kaum ein paar Fuß am Rand des Getreidefeldes verdunkelt hat.

Dem Stämmchen ward so wund und weh,
Es quält die Axt, das Bäumlein ächzt
Und ruft mir zu ade, ade.

Und Bruno Wille hat ein herrliches Werk geschrieben: Offenbarungen des Wacholderbaumes. Sollen wir uns etwa da wundern, wenn in einer Zeit, die solche Dichter hervorbrachte, die jüngeren Poeten immer mehr das Mitgefühl übermannte für die Leiden der Armen, der Unterdrückten, für alle die, die in den Tiefen des Lebens dahinwandeln! Wohin wir in der Literatur der Jüngsten, der 80er und 90er Jahre schauen, — überall finden wir die Blütenkeime sozialer Lyrik, bemerkenswerte Sprößlinge ergreifender Mitleidspoesie. Wenn Leute wie Hans Benzmann in seinem sonst recht empfehlenswerten Sammelbande Die moderne deutsche Lyrik bei den ungezählten Gedichten die soziale Poesie gar nicht berücksichtigt hat, so zeigt dies lediglich, wie subjektiv alle Literaturforschung und Literaturbewertung ist. Ein jeder urteilt eben von seiner Klasse heraus nach seiner individuellen Eigenart. Nun ist dieser soziale Zug in der neuen Poesie ein ganz besonders wichtiges und bedeutsames charakteristisches Zeichen.

Wer diese soziale Dichtung der Neueren kennen lernen will, der muß vor allen Dingen zu den wichtigsten Quellen für die neuere Literatur überhaupt greifen, zu der von M. G. Conrad, dem Bannerträger der Modernen, im Jahre 1885 begründeten Gesellschaft, zu der von Otto Brahm zuerst geleiteten Freien Bühne, die 1890 begründet und dann später mit dem Titel Neue deutsche Rundschau versehen wurde. Auch das Magazin für die Literatur des In- und Auslandes ist noch unter den Zeitschriften zu nennen, in denen der wuchtige Kampf um die stürmische neue Literatur ausgefochten wurde.

Unter den jungen Stürmern nahm gar bald eine hervorragende Stellung ein Karl Henckell, der sich einen Sänger des Proletariats nannte, — vergleiche auch sein Gedicht: An das Proletariat:

Riesig rollst du mir zu Füßen —
Laß vom Buchenwipfel grüßen
Dich, du dröhnend Wogenheer!

Henckell trat damals offen zur Sozialdemokratie über, wurde dann aber recht still, bis er erst wieder in den letzten Jahren in sozialdemokratischen Kreisen aufgetreten ist. Von seinen Mitleidsgedichten ist wohl am bekanntesten sein Lied Der Steinklopfer geworden, das kein geringerer als Richard Strauß in Musik gesetzt hat.

Wie es den jungen Dichtern damals angesichts der aus allen Ecken des Lebens grinsenden Not zu Mute war, hat Henckell in wirklich ergreifenden Tönen in den Versen Ihr habt geweint dargestellt, wenn es da heißt:

Ihr Lieben, ich mußte singen,
Was in das Herz euch stach,
Schmach muß der Dichter bringen
Der Schande, Schande der Schmach.

— — — — — — — — — — — — — —

Ich muß durch Gassen gehen,
Die euer Fuß nicht kennt,
Und Dinge muß ich sehen,
Die ihr nicht wißt noch nennt.

(Vergl. Karl Henckell: Diorama.)

Mit den Ärmsten, Unglücklichsten, Elendesten hat Henckell Mitleid; einer verlorenen Dirne widmet er das bedeutungsvolle Gedicht Stirnkuß.

Wer die Not des Lebens, die sozialen Schäden nicht kennt, dem muß es eigentlich auffallen, wie viele Dichtungen der modernen Sänger gerade die ärmsten der Frauen betreffen, selbst eine den hohen Ständen angehörende Alberta von Puttkammer schrieb ein Gedicht: An eine Verlorene.

Ein besonderes Gebiet wäre es, die Dirnen-Lyrik, den Dirnen-Roman und die Dirnen-Novelle der beiden letzten Jahrzehnte zu betrachten. Wer einen Einblick gewinnen will, greife zu dem neuen Buche: H. Ostwald, Lieder aus dem Rinnstein, Leipzig 1903, in dem aber, was gleich von vornherein bemerkt werden darf, lüsterne Seelen durchaus nicht auf ihre Rechnung kommen, so wenig es natürlich im übrigen eine Lektüre für höhere Töchterschulen bildet.

Prof. Dr. Bräutigam.

Religion, Christentum, Kirche, Protestantismus, Protestantenverein.

Ein Glaubensbekenntnis.

III. Kirche.

Religion ist gemeinschaftbildend. Christentum ist gemeinschaftbildend. Weil es religiöses Leben ist. Was in mir als wahres Leben aufsteigt, drängt mich dazu, mich anderen mitzuteilen, Gleichgesinnte und Gleichgestimmte zu suchen. Ich muß von dem, was ich in mir als Religion erlebe, anderen sagen, nicht nur um es vor ihnen auszusprechen, sondern um sie der gleichen oder doch ähnlicher Erfahrungen teilhaftig zu machen. Der wirklich religiöse Mensch erträgt die Vereinsamung nicht. Hieran haben wir, nebenbei gesagt, den besten Prüfstein, ob das, was sich heute Religion nennt, lebendige Religion, Hinbewegung auf das Christentum ist. Das Christentum schuf naturgemäß Gemeinden. Aus Gemeinden erwuchsen die größeren Gemeinschaften, endlich die katholische Kirche. Keine Gemeinschaft kann ohne Ordnungen und ohne ein Bekenntnis bestehen. Je lebendiger die Religion in ihr ist, um so weitherziger sind Ordnungen und Bekenntnis. Sobald eine Gemeinschaft Duldung und endlich Macht nach außen hin erlangt, drängen sich zu ihr nicht nur die, welche sich von dem in ihr pulsierenden Leben ergriffen fühlen, sondern auch alle, welche irgendwie in ihr Schutz, Unterkunft und etwelche Vorteile erwarten. Zum Schaden der Religion. Je weniger Religion, um so mehr Dogma, Satzung, bloße Form. So ward die Kirche, je mächtiger sie wurde, ärmer an Christentum, d. h. an Religion. Als sie Staatskirche wurde, kam der Zwang von außen hinzu. Und die Kirche ward die staatlich anerkannte, vom Staat seinen Zwecken dienstbar

gemachte Anstalt, welche alle Staatsangehörigen umfassen sollte. Die Masse füllte die Kirche. Masse aber muß geleitet, kommandiert werden. Widerspruch ist nicht zu dulden. Für Religion als lebendige Frömmigkeit hat die Masse kein Gefühl. Sie will feste Begriffe und Vorschriften. Sie will die Religion als Mittel zum Zweck. Sie will sinnenfällige Glaubenstatsachen und greifbare Vorteile. Die Kirche ward zur Heilsanstalt, zur Hierarchie. Wer sich gegen die Ordnung der Kirche auflehnte, war ein Ketzer. Er mußte sich fügen oder mußte fallen. Er wurde ausgeschlossen oder in Zucht genommen. Die Theologie wurde Alleinherrscherin in der Kirche. Religion ward Lehre. Bekenntnis ward in Form gegossene, zu Stein gedachte Religion. Glaube ward Fürwahrhalten der Kirchenlehre. Wer sie antastete oder bekämpfte, war ein Ketzer. Er mußte sich fügen oder mußte sterben. Es beginnt die Ketzergeschichte, das Zeitalter der Ketzerverdammung und -verbrennung. Aber die Ketzergeschichte ist in der Geschichte der Kirche die Geschichte des Christentums. Ein Beweis, dafür daß sich das Christentum nicht totlehren, totreglementieren, vernichten läßt. Aus jedem Ketzergrabe stand das Christentum als Religion immer mächtiger auf. Bis die Religion in einzelnen gewaltigen Persönlichkeiten so mächtig wurde, daß sie in ihnen und ihrer Gefolgschaft der Hebel wurde, der die Pforten der Kirche aus den Angeln hob. Die Reformation ward möglich, ja notwendig, als von allen Seiten Leben erwachte, die Kirchenmauern umbrandend, untergrabend, stürzend, bis es in den Kirchen der Reformation wieder das Bündnis einging mit der Religion. — Und dann begann das alte Schauspiel noch einmal, nur daß es sich rascher abspielte und daß von den Gegensätzen zwischen lebendiger Religiosität und kirchlicher Frömmigkeit die „Kirche" gewaltiger erschüttert und auseinander gerissen wurde. Die evangelische „Kirche" hat freilich nie existiert, aber die Landeskirchen haben immer versucht, es dem großen Vorbilde Rom nachzumachen. —

Und heute? — Gemeinschaft muß sein, auch eine alle Evangelischen umfassende Gemeinschaft muß werden. Ordnung muß sein, die Masse will und muß geleitet werden, muß ihr religiöses und sittliches Leben an Formen, Satzungen, Sitte, Gesetze anlehnen können. — Das mag richtig sein. Aber was nützt das Streiten über die theoretische Richtigkeit, was das Gerede von Reformation der Kirche bezw. der Kirchen? Wir haben mit brutalen Tatsachen zu rechnen. Millionen — unten, oben, aber auch in der Mitte — gilt die Kirche nichts mehr. Sie halten es nicht einmal mehr für der Mühe wert, auszutreten. Und die Pastoren sind Beamte, eingezwängt ins Reglement. Die Gemeinden? Haben eigentlich nichts zu sagen. Wo es anders aussieht, ist's meist nur scheinbar. In der Kirche regiert die orthodoxe Hierarchie im Bündnis mit der Staatsregierung. Thron und Altar sind die gleichwertigen Stätten, wo der Gläubige seine Opfer darzubringen hat. Es sind häufig genug Opfer der Vernunft und des Gewissens, zumeist nur gedankenlose Untertanenservilität in Hoffnung darauf, daß man, „unter ihrem Schutze ein geruhsames und gottseliges Leben vollführen könne". Die Orthodoxie hat die Macht. Und sie ist je länger je mehr willens, sie mit der rücksichtslosesten und brutalsten Anwendung aller Mittel gegen den „Unglauben" zu gebrauchen. Das ist nicht überall so, aber es fängt überall an, sich nach und nach dahin zu entwickeln. Die Einheitsbestrebungen fangen an, Erfolg zu haben. Das heißt, man nimmt sich von oben her fürsorglich „wichtiger religiöser Lebensfragen" an. Man reglementiert in die Gemeinden hinein, stellt Erhebungen an, fordert Berichte über Konfirmationspraxis, Nebengottesdienste u. s. f. Gottlob, wir in Bremen dürfen uns noch der Freiheit freuen. Aber auch bei uns wird man unruhig. Wenn man unsere Taufen nicht mehr anerkennte, wenn man die bremische Landeskirche nicht mehr als gleichberechtigt ansähe . . . . ? Wer weiß, wie bald . . . . ?

Was ist die evangelische Kirche? Was haben die Gemeinden für Rechte? Sie werden einfach vergewaltigt.

Man bestätigt den Geistlichen nicht, den sie wünschen, man setzt gegen den einmütigen Wunsch der Gemeinden den Pastoren ab — n. b. wenn man's kann und für opportun hält —, der nicht mehr vor dem Glaubensgerichte der Kirchenbehörde bestehen kann. Die Gemeinde muß am Ende nachgeben. Denn wo findet sie Unterstützung bei anderen? So lange die anderen nicht selber unmittelbar berührt sind, betrachten sie die ungeheuerlichsten Dinge nur als Zuschauer. Es ist ja nicht ihre Sache. Was ist die evangelische Kirche? Sind die Synoden etwa einflußreich? Kommt in ihnen das moderne Empfinden zum Ausdruck? Die „Liberalen" sind in der Minderheit. Man könnte fast meinen, die „Mitglieder" der Kirchengemeinschaften, die christlich Getauften und Konfirmierten, will sagen, die Mehrheit, die erdrückende Mehrheit der Evangelischen Deutschlands sei kirchengläubig, orthodox. Was ist die evangelische Kirche? Ist sie irgendwie Führerin im religiösen, sittlichen, sozialen u. s. f. Leben? Nein! Ist sie Vermittlerin zwischen modernem Leben und Religion oder christlicher Weltanschauung? Die Kirche? Nein. Noch einmal: Es ist nicht überall so schlimm, wie in Preußen; aber der ist doch blind auf beiden Augen, der nicht sieht, wie der ganze Strom des modernen Lebens an der Kirche vorbeiflutet. Sie hält ihre Pforten ängstlich zu und stopft, wo sie es kann, jedem Pfarrer — an die Laien kann sie leider noch nicht so heran wie die römische Schwester — den Mund, der allzuviel Konzessionen macht. Nicht einmal die eigentlich religiösen Bewegungen versteht sie zu leiten, zu fördern. Geschweige denn die sozialen. Evangelischer Bund, Antialkoholbewegung — um von beidem nur je eins zu nennen — erfreuen sich des kirchlichen Segens nicht. Von der sozialen Bewegung im besonderen Sinne rede ich schon lieber gar nicht.

Es soll nicht geleugnet werden, daß hier und da sich Anzeichen finden vom Besserwerden. Aber ich habe wenig Zutrauen zu ihnen.

Und dabei lebt in vielen, Geistlichen wie Laien, ein heißes Sehnen, ein ernstes, dringendes Verlangen danach, daß unsere evangelische Kirche die Stelle in der Zukunft einnehme, die ihr gebührt. Sie wünschen — und arbeiten und kämpfen dafür — eine Reformation an Haupt und Gliedern. Aber jedes Jahr vermehrt sich die Zahl derer, die daran verzagen, die der Kirche den Rücken kehren oder in Gleichgültigkeit zurücksinken. Der Philister aber versteht nicht die Not, die uns am Herzen frißt. Er macht nur ein ärgerliches Gesicht, wenn er aus seiner Ruhe aufgestört wird und schilt uns Hetzer und Friedenstörer.

Manchmal überkommt's auch mich wie ein Verzagen. Und dann meine ich dem klugen Rat der wohlmeinenden Freunde folgen zu dürfen, im engen Kreis der Gemeinde schlecht und recht meine Pflicht zu tun, die Menschen gewähren und die Dinge laufen zu lassen, wie sie laufen. Dann aber wieder wünsche ich mir Eliaszorn. Laut möchte ich's hineinrufen in meine Gemeinde, in das evangelische Volk, möchte sie rütteln und schütteln, bis sie sich erheben und mit mir dreinfahren, um Zwinguri zu zerbrechen und mit Jesus zu rufen: „Mein Haus soll ein Bethaus heißen. Ihr aber habt eine Mördergrube draus gemacht." Mitten im Strome der Zeit sollte die Kirche stehen, der feste Ruheport und der Leuchtturm für alle Suchenden. Ihr aber habt sie abgeschlossen vom Leben und verdammt zum Wrack zu werden oder zum Hemmnis für viele Tausende ehrlicher Gottsucher. Auf die Tore, daß Christentum wieder einmal das Leben umschlinge und durchdringe! Auf die Tore, daß zu ihnen wieder alle eingehen können, die sich sehnen nach dem Frieden zwischen Kopf und Herz, zwischen modernem Leben und Gott! Evangelische Kirche! Du sollst Führerin sein und nicht die fluchende Greisin, die es bejammert, daß ihre Kinder und Enkel ihrer Zucht entwachsen sind. Die Kirche darf nicht der Tummelplatz der Schwarmgeisterei sein, sie soll als die Macht, welche pietätvoll den Zusammenhang mit der Vergangenheit wahren will und muß, die kräftigen Schutz auch denen bietet, welche nicht so rasch vorwärtsstürmen können, bedächtig weiterwandeln, — aber heißt das denn stehen bleiben auf den Anschauungen, die seit Jahrhunderten im Leben abgetan sind, Satzungen den Menschen auferlegen, die der Mensch von heute längst zerbrochen hat, als Moral verkünden, was einstens Sitte war, eine Sprache reden, die kein Mensch mehr versteht, eine Natur- und Weltanschauung predigen, welche kein Schulkind mehr außerhalb des Religionsunterrichts dargeboten bekommt und immer nur Buße zu schreien ohne sich zu bemühen, die Menschen von heute zu begreifen?

„Aber . . . . sie darf doch nicht zu allem schweigen? Es gibt doch Grenzen. Es darf doch nicht . . . .?" Mag sein, daß es für viele Bedenken gibt, daß sie Umsturz und Zügellosigkeit fürchten, den Zusammenbruch von Christentum und Sitte. — Ich aber sage: Seht euch doch einmal um! Wo ist denn das zu fürchten? Weil an einem Orte viele, ehrliche, besonnene, freie Menschen glauben von Mißbrauch der Freiheit reden zu dürfen? Ich meine, wenn wir deshalb die Augen zumachen und den Mund verstummen lassen müssen gegenüber den trostlosen Zuständen in der Kirche, wenn eine Anklage, eine ehrliche Aufmunterung, diese Zustände zu ändern, die Kirche in ihrem Bestand gefährdet, dann ist es freilich nicht der Mühe wert, alle Kräfte aufzurufen für eine Reformation der Kirche. Dann wollen wir versuchen, das bischen Freiheit, das wir in der Kirche noch haben, zu verteidigen, langsam zurückweichend, und die Kirche ihrem Schicksal überlassen. Dann wollen wir unseren Söhnen wehren, Pfarrer zu werden und denen glauben, die das Heil nur außerhalb der Kirche meinen suchen zu sollen. Dann wollen wir mit ihnen von der Zukunft träumen, wo die Kirche als Reliquie aus alter Zeit der Geschichte angehört. Ja, dann wäre es recht, ihr den Rücken zu kehren und Freigemeinden zu gründen. Ich kann nicht glauben, daß dies der einzige Ausweg ist. Ich glaube trotz allem immer noch an die Möglichkeit einer Reformation. Wie ich mir sie denke? Wo wir beginnen müssen? Um darauf die richtige Antwort zu finden, müssen wir uns zunächst einmal darauf besinnen, daß wir Protestanten heißen. Ob wir Protestanten *sein* wollen, davon hängt die Reformation der Kirche ab.

Vegesack. Baars.

Der Schulradikalismus und die deutschen Lehrer.

„Die Bremer Lehrer spielen va-banque mit ihrem Verlangen, den Religionsunterricht aus der Schule zu verbannen", so sagte der Referent in der Versammlung des Allgemeinen deutschen Lehrertags in München. Seine Resolution, die eine scharfe Verurteilung jenes Vorgehens enthält, wurde unter stürmischem Beifall mit allen gegen zehn bis zwölf Stimmen angenommen. Hätte die Sache überhaupt eine gewisse Aussicht auch nur für Bremen gehabt, so wäre sie damit vernichtet. Aber wie wir mehrfach betont haben, ist eine solche niemals vorhanden gewesen. Es war einigen Radikalen gelungen, die hiesige Lehrerschaft mit sich fortzureißen. Inzwischen ist, wie wir hoffen, bei der Mehrheit die Besonnenheit zurückgekehrt. Richtiges politisches Augenmaß hätte sagen sollen, daß der Weg ungangbar ist, selbst für bremische Verhältnisse. Denn wenn man auch von allem anderen absieht: für die sittliche Erziehung des Menschen ist die Lehre Christi ein so unermeßlich wichtiger Faktor, ein solcher Kulturschatz, daß man ihn unmöglich in einer allgemein vergleichenden Religionsgeschichte abtun kann. Haben wir doch gar gelesen, daß die letztere von Kon-fu-tse an bis zur Gegenwart alles umfassen solle. Kon-fu-tse für zwölfjährige Schüler! Die heutigen Wogen im Kampfe der Religion, Philosophie und Naturwissenschaft für vierzehnjährige Schüler! Und wenn gesagt wird: „mögen die Strenggläubigen ihre Kinder durch strenggläubige Pastoren

in der Religion unterrichten lassen, die Liberalen durch liberale, und wer keines von beiden will, kann es ganz lassen", so ist wiederholt daran zu erinnern, daß liberale Prediger außer in Bremen äußerst selten sind, in Kleinstädten und auf dem Lande wohl kaum vorkommen. Das hieße also, die liberalen Eltern vor die Alternative stellen, ihre Kinder ganz der engherzigen Orthodoxie auszuliefern oder ohne Religion aufwachsen zu lassen. Darauf könnte die liberale Richtung am wenigsten eingehen. Auch die orthodoxe tut es nicht; nicht einmal in Bremen, geschweige denn in Deutschland. Die Bremer Schulen zu einer religionslosen Insel zu machen, dazu werden sich Senat und Bürgerschaft nie bereit finden und hoffentlich sieht auch die Mehrheit der Lehrer das Verfehlte dieses Gedankens ein. In den Oberklassen der höheren Schulen hat Bremen eine solche Einrichtung; es kann sie haben, weil notorisch die überwältigende Mehrheit der Bevölkerung der Sitte folgt, die Kinder nach Aufhören des Religionsunterrichts in der Schule einen solchen beim Prediger nehmen zu lassen. Aber auch den Unterbau zu zertrümmern, das ist ein Vorgehen, das niemals die Zustimmung der entscheidenden Gewalt im bremischen Staate finden wird.

Aufs neue betonen wir, daß Reformen im Religionsunterricht der Schule notwendig sind. In Bausch und Bogen sie zu kennzeichnen, das ist bei der Verschiedenheit der Regulative und ihrer Ausführung durch die Individualität der Lehrer nicht möglich. Soll man sie mit wenigen Worten bezeichnen, so muß man sagen: das Alte Testament muß weit mehr als bisher zurücktreten zugunsten des neuen und an die Stelle des Dogmatischen sowie der Memorieraufgaben muß die Erregung des Herzens treten, der sittlichen Flamme, die in jedem Menschen brennt, auch dem, der mit seinem Hochmut über Religion protzt. Das herauszuholen ist gewiß sehr schwierig und bedarf tüchtiger Kräfte Wer über sie nicht verfügt, sollte nicht Lehrer werden, wenigstens nicht, wo ihm die Aufgabe zufallen kann, die Kinder Religion zu lehren; am wenigstens, wo er, wie in Dorfschulen, allein den Unterricht zu geben hat. Aber innerhalb dieses Rahmens sollte die Unterrichtsverwaltung auch alles tun, um ihn mit der rechten Freudigkeit zu erfüllen. Sie darf ihn nicht an das Niveau von Bileams redendem Esel fesseln, nicht zwingen, die Moral von Jakob und David in allen Punkten zu verherrlichen. Die Evangelien, die Psalmen, die herrlichen Lieder von Luther, Paul Gerhard, Gellert und anderen, die Schilderung solcher Charaktere wie Paulus, Luther, Zwingli, Huß, Peter Waldus — von der Person Christi zu schweigen —, das sei ihr Stoff. Wenn sie den beherrschen, wird jedes Kinderohr an ihren Lippen hängen.

Aber es ist der ewige Fluch des Radikalismus, daß er das Gute, das er selber will, durch seine Übertreibungen und die Unbesonnenheiten seines Vorgehens gefährdet. Er diskreditiert seine eigenen Ziele. Das ist in München in der Versammlung von ausgezeichneten Männern und erprobten Liberalen, u. a. von Professor Theobald Ziegler, gesagt worden. Die Haltung der großen Mehrheit ließ nicht den allergeringsten Zweifel, daß sie derselben Ansicht sei. Und unsere bremischen Lehrer haben in letzter Zeit die gleiche Erfahrung machen müssen. Einzelne Extreme gibt es immer, man kann sich nicht wundern, daß sie auch unter den bremischen Lehrern gefunden werden. Wie aber die Mehrheit sich einem so törichten und aussichtslosen Vorgehen anschließen konnte, das ist uns noch immer ein Rätsel. Nun haben sie erfahren müssen, daß sie in der liberalen deutschen Lehrerschaft so gut wie gar keinen Anklang gefunden haben. Gerade die liberale Lehrerschaft war in München versammelt, die klerikale fehlte grundsätzlich, sowohl die protestantische wie die katholische. Und von dieser haben die Bremer Eiferer ein niederschmetterndes Verdikt erhalten. Wir vertrauen stark genug auf ihren gesunden Menschenverstand, um uns überzeugt zu halten, daß sie auf dem verfehlten Wege die zügellosen Durchgänger allein lassen.

(Weser-Zeitung.)

Vom Büchertisch.

Römheld, Karl Julius, Dr. Der Wandel in der Wahrheit. Predigten über die Episteln des Kirchenjahres. 5. Auflage. Leipzig, Strübigs Verlag. 6 *M.*, geb. 7,50 *M.*

Wenn der Verf. in seiner Vorrede zur 1. Aufl. bemerkt, daß er beim Ausarbeiten seiner Predigten immer darauf bedacht gewesen: „Siehe, wie du's an den Mann bringst", so wird man ihm es gern bestätigen, daß ihm dieses gelungen ist. Die Predigten zeichnen sich durch eine volkstümliche kräftige Sprache aus, auch sind sie belebt durch Illustrationen, durch Gleichnisse, Bilder und Geschichten aus dem Leben. Man fühlt es aus so mancher Predigt heraus, wie der Verf. mit seiner Dorfgemeinde innig zusammenlebt, wie er ihre Freuden, Interessen, aber auch ihre Nöte und Sorgen teilt und wie er redlich bemüht ist, das Licht der Ewigkeit in alle zeitlichen Verhältnisse hineinleuchten zu lassen. Auf das Dogma hin angesehen, vertreten die Predigten die Orthodoxie in ihrer massivsten Ausprägung und die Geister Anselms von Canterbury gehen durch die Christologie hindurch. In diesen Punkten sind sie einem freier gerichteten Christen unannehmbar. Hier und da wird auch ein feineres ästhetisches Empfinden sich durch allzu drastischen Ausdruck verletzt fühlen, vielleicht haben das manchmal auch die Bauern empfunden, denn wir leben nicht mehr in den Zeiten Luthers. Im übrigen aber glauben wir gern, daß diese Predigten, von einer lebendigen, kräftigen Persönlichkeit gehalten, in dem Kreise, für den sie berechnet waren, ob ihres konkreten Gehaltes und ihres warmen Appells an das Menschenherz, Leben geweckt haben. Denn daß das Christentum nicht graue Theorie bleiben, sondern das ganze Leben religiös-sittlich durchleuchten und durchdringen müsse, ist eine Mahnung, die mit Recht in diesen Predigten immer wieder kehrt.

A. K.

Ekwerd. Macht die Pforten weit und groß! Leipzig, A. Hasert & Co. 32 S. 50 *H.*

In der vorliegenden Broschüre wird zunächst eine Untersuchung angestellt, die die Frage beantwortet: Wie wird das religiöse Leben entwickelt? Als Mißgriff in der religiösen Bildung wird gegeißelt ein rein dogmatischer Religionsunterricht mit seiner lebentötenden Wirkung und dementsprechend auch eine naturgemäße Umgestaltung des Religionsunterrichts gefordert. „Nicht Kenntnis der Religionsgeschichte, auch nicht Einführung in das Bekenntnis der Gemeinde, wie es die preußischen Bestimmungen verlangen, sondern Hinführung des Kindes zu Gott durch Jesu Lehre" muß das Ziel sein. Auch das Leben Jesu soll befreit werden von einer dogmatischen Betrachtungsweise, bei der die religiös-sittliche, kämpfende und ringende Persönlichkeit zu kurz kommt. Eine wesentliche Beschränkung des Stoffes wird gefordert und auf Verinnerlichung gedrungen. Im wesentlichen kann man vom liberalen Standpunkt aus zustimmen.

A. K.

Gorsemann. Keine Religion ist höher als die Wahrheit. Bremen, Otto Melchers Verlag. 17 S. 30 *H.*

„Religion ist kein Glaubensbekenntnis oder System, sondern inneres Leben und hat mit einer Lehre nichts zu tun."

„Im allgemeinen wird die Menschheit durch Dogmen — und Autoritätsglauben auf die äußere Form gelenkt. Das hat zur Folge, daß die einzelnen Menschen schwer zwischen Kern und Schale, zwischen Geist und Form zu unterscheiden vermögen. Man spricht viel von Jesus Christus und lenkt alles auf die Persönlichkeit, sorgt aber außerordentlich wenig dafür, daß ‚der Christus' in allen Menschen gestaltet wird, was doch der Hauptzweck aller religiösen Bestrebungen sein soll." Im übrigen dürfte der religiöse Standpunkt des Verfassers mit dem von Lessing in seinem „Nathan der Weise" entwickelten sich nah berühren.

A. K.

H. Weinel. Die Gleichnisse Jesu. Zweite verbesserte Auflage. — Leipzig, 1905. B. G. Teubner. — 46. Bändchen der Sammlung „Aus Natur und Geisteswelt". — 1 *M.*, geb 1,25 *M.*

Auf einem Umwege ins allgemein menschliche Sprechen und Dichten hinein, auf dem man dem Verfasser aber gern folgt, gelangt der Leser zu einem richtigen Verständnis der Gleichnisse Jesu. Sie sind eben durchaus „Gleichnisse" und nicht „Allegorien", d. h. sie wollen einfach einen bestimmten Satz, eine Wahrheit begründen, eine Handlungsweise rechtfertigen, ohne in den Einzelzügen einen Vergleich mit dem herangezogenen Bilde zu gestatten. Und diese Auffassung der Gleichnisse bedeutet keine Verarmung, im Gegenteil, eine Bereicherung, was Weinel an verschiedenen Beispielen einleuchtend illustriert. In einem dritten Teil wird die Überlieferung der Gleichnisse Jesu kritisch untersucht und damit zugleich eine Anleitung zu einem quellenmäßigen Verständnis der Evangelien gegeben. Und auf diesem durch die Gleichnisse gewonnenen Hintergrunde erhebt sich dann im letzten Abschnitt ein eindrucksvolles Bild Jesu. Angefügt ist endlich eine „Aneinanderreihung der Gleichnisse", nach ihrer Überlieferung geordnet. Hervorgegangen aus Vorträgen, die der Verfasser vor evangelischen Volksschullehrern gehalten hat, ist dies Buch wert, von vielen gebildeten Laien gelesen zu werden. Es bietet ihnen einen Einblick in die Arbeit der Leben-Jesu-Forschung, womit es ja einem dringenden Bedürfnis unserer Zeit begegnet. Wie ratlos sind insonderheit unsere es treu und ehrlich meinenden Lehrer oft bei ihrem Religionsunterricht, den sie gern dem gegenwärtigen Stande der Wissenschaft anpassen möchten, ohne doch zu wissen, wie sie es anfangen sollen! Ihnen in erster Linie will Weinel helfen. Aber ich bin überzeugt, nicht bloß nicht der Lehrer, nein, keiner wird das Buch ohne hohen Genuß und Gewinn aus der Hand legen.

Hachmeister.

Herausgeber: Pastor Emde (verantwortlich), Bremen 11, Kirchbachstraße 7, und Prediger D. M. Fischer, Berlin NO. 18, Weberstraße 56/57.
Verlag und Druck von Carl Schünemann, Bremen.

Protestantenblatt

Beilage Nr. 24.

Berlin Bremen. 16. Juni 1906.

Zur kirchlichen Zeitgeschichte.

Inhalt: Der Altkatholizismus. I. — Herman Schell †. — Nachrichten. — Anzeigen.

Der Altkatholizismus.

I.

In den Tagesblättern wurde wiederholt im Laufe der letzten Monate die altkatholische Kirche Deutschlands erwähnt. Der Tod ihres Bischofs Weber und die Neuwahl seines Nachfolgers, die jetzt am Mittwoch nach Pfingsten erfolgt ist, gab dazu Anlaß. Manch einer hat sich da gefragt, wo und wie denn diese Kirche eigentlich ihr Leben führt, von der er überhaupt noch nicht viel oder — wenn er ihr Werden und Kämpfen in den siebziger Jahren selbst miterlebt hat — jedenfalls in den letzten Jahren nicht übertrieben häufig gehört hat. Sie ist in unserer religiös, kirchlich und konfessionell so bewegten Zeit wert, nicht ganz unbeachtet zu bleiben; und deshalb soll im folgenden versucht werden, von ihr und von der Bewegung, der sie entstammt und die sie vertritt, dem Altkatholizismus, in wenigen klaren Zügen ein deutliches Bild zu geben. Zunächst gilt es die Frage:

Woher kam er? Wie ward er?

Im Jahre 1869 berief der Papst Pius IX. eine „allgemeine Kirchenversammlung" in den Vatikan; denn obwohl er nur in der römisch-katholischen Kirche herrscht, betrachtet er doch diese als die allgemeine Kirche und ihre Sonderversammlungen für gleichbedeutend an Wert und Würde den großen Kirchenversammlungen des christlichen Altertums, das noch nichts vom Papsttum im späteren Sinne wußte. Gleichzeitig mit der Einberufung des Vatikanischen Konzils verbreitete sich das Gerücht, es sollen auf ihm die Lehren von der Allgewalt und Unfehlbarkeit des Papstes für göttlich offenbarte Glaubenssätze erklärt werden. Diese Lehren besagen, daß der römische Papst die ganze Fülle der höchsten, ordentlichen und unmittelbaren, wahrhaft bischöflichen Gewalt nicht allein in Sachen des Glaubens und der Sitten, sondern auch in Sachen der Disziplin und Regierung der über den ganzen Erdkreis verbreiteten Kirche besitze, mit anderen Worten, daß er der einzige eigentliche Bischof der katholischen Kirche, alle Landesbischöfe dagegen nur seine Stellvertreter seien; und weiter: daß eine vom Papst getroffene Entscheidung über eine den Glauben und die Sitten betreffende Lehre unfehlbar, irrtumslos und aus sich selbst, nicht erst durch die Zustimmung der Kirche, unabänderlich sei.

Diese Anschauungen waren in der katholischen Kirche insofern nicht ganz neu, als namentlich die Jesuiten sich schon seit Jahrhunderten bemühten, sie zu verbreiten; schon auf der Kirchenversammlung in Trient, die mit der Reformation große Abrechnung hielt, hatten sie vergeblich versucht, sie zur Anerkennung zu bringen. Diese kirchenamtliche Anerkennung fehlte noch immer; sie sollte jetzt erfolgen. Wie ein Mann erhoben sich gegen diese Absicht alle frei und deutsch denkenden und fühlenden Katholiken, denn mit diesen Glaubenssätzen wurde ihr ganzes Dasein in Frage gestellt. Wenn vielleicht auch die volle klare Erkenntnis noch fehlte, das deutliche Empfinden war überall vorhanden, daß mit diesen Sätzen ein ganzes eigenartiges System von Anschauungen zum Abschluß und mit ihrer Anerkennung zum Siege kam, dem seit Jahrhunderten der Kampf aller Freien und Völkischen im Katholizismus gegolten hatte. Denn je und je weist die Geschichte der abendländischen Kirche einen tiefen inneren Gegensatz auf: immer haben Vorkämpfer für ein schlichtes, reines Christentum in der Kirchenform der ersten Jahrhunderte den Parteigängern des römischen Stuhles mit ihren politischen Hoffnungen und Bestrebungen gegenübergestanden. Die freien und völkischen Katholiken waren es nie anders gewohnt gewesen, als daß der Friede ihrer Kirche durch das Gehaben der Ultramontanen, — wie wir sie heute nennen würden — der Jesuiten und ihrer Geistesverwandten beeinträchtigt wurde. Jetzt sollte deren Treiben für das allein rechte, ihre Anschauungen für maßgebend erklärt und damit allen religiösen Gemütern in der Kirche der Boden entzogen werden.

So ist es begreiflich, daß alles, was an religiösen Kräften damals lebendig war in der katholischen Kirche, sich im Kampfe gegen die vatikanischen Bestrebungen zusammenfand, ohne daß vorher Beziehungen zwischen ihnen bestanden. Die ganze weite Öffentlichkeit wandte ihre Aufmerksamkeit diesem Kampfe zu, denn damals standen die Katholiken noch in allen politischen Lagern, nahmen noch an allen allgemeinen Bestrebungen auf wissenschaftlichem, wirtschaftlichem, künstlerischem u. s. f. Gebiete teil: es war noch nicht wie heute, der Ultramontanismus hatte noch nicht seinen Siegeszug gehalten und seinen Weg mit konfessionellen Parteien, Hochschulen, Verbindungen, Gewerkschaften, Badestrandgesellschaften und Tanzstunden gezeichnet.

Alle Bemühungen zur Abwehr des Verhängnisses blieben erfolglos: am 18. Juli 1870 wurden die neuen Glaubenssätze als göttliche Offenbarung verkündigt. Auch die deutschen Bischöfe, die auf der Kirchenversammlung zum größten Teil mitbestrebt waren, die Verkündigung der Glaubenssätze zu verhindern, forderten jetzt von ihren Priestern und Gläubigen deren Annahme und Anerkennung; aber aus Vereinsversammlungen und Zeitungen klang ihnen ein tausendfaches Nein! entgegen. Von einer einheitlichen Bewegung konnte zunächst keine Rede sein, weil es sich ja nicht um den Widerspruch einer Partei, sondern recht eigentlich um das Aufbäumen des ganzen wahren Katholizismus handelte; da gab es in Baden sog. „altkatholische Vereine", die schon seit den Tagen des Syllabus das Deutschbewußtsein im Katholizismus zu pflegen sich bestrebten, daneben „katholische Vereine zur Abwehr vatikanischer Neuerungen", die in der Not des Augenblicks entstanden waren; da standen die Leuchten der Wissenschaft mit ihren Schülern und Anhängern und neben ihnen der heldenhafte Bauernkaplan Thomas Braun, der schon seit der Verkündigung der unbefleckten Empfängnis Mariens — er ganz allein fast gegen eine Welt — für die alte katholische Wahrheit gekämpft und unter erbärmlichen Polizeiquälereien in Niederbayern gelitten hatte. Mit einem Schlage hatte aber die Bewegung einen Mittelpunkt, als der angesehenste katholische Gottesgelehrte jener Tage, der Stiftspropst und Universitätsprofessor Döllinger in München freimütig und öffentlich die neuen Lehren „als Christ, als Theologe, als Geschichtskundiger, als Bürger" nicht an-

nehmen zu können erklärte und den Kirchenbann über sich ergehen ließ. Tausende von Zustimmungsschreiben und Erklärungen strömten zusammen; die Hochschullehrer waren die Führer geworden. Sie sammelten Gesinnungsgenossen; in wiederholten Besprechungen hier und dort hatten sie Fühlung mit einander gewonnen; München, Bonn und Breslau waren ihr Hauptsitz. Das klarste Wollen unter ihnen hatte der Prager Kirchenrechtslehrer v. Schulte.

Im September 1871 tagte der erste Altkatholikenkongreß in München. Alle Führer waren inzwischen der Exkommunikation verfallen, den Gläubigen drohte das gleiche Schicksal, sobald sie sich zu ihrer Überzeugung bekannten. Die Zaghaften wollten das erdulden und alles beim immer wiederholten Einspruch sich bewenden lassen; v. Schulte setzte den Entschluß durch, zur Selbsthilfe zu greifen und eigene Gemeinden zu sammeln: damit war grundsätzlich die neue Kirche gegründet. Ein zweiter Kongreß in Köln im Jahre 1872 schuf eine vorläufige Ordnung für das kirchliche Leben und traf die Vorbereitungen zur Bischofswahl, am 4. Juni 1873 wählte eine Versammlung von 21 Priestern und 56 von den inzwischen entstandenen Gemeinden gewählten Laienabgeordneten den Breslauer Kirchengeschichtsprofessor Reinkens zum ersten Bischof, am 27. Mai 1874 gab die erste Synode durch einstimmige Annahme einer Synodal- und Gemeindeordnung der jungen Kirche ihre Verfassung.

Gleichzeitig und gleichartig entwickelten sich die Dinge in der Schweiz und in Österreich. In der Schweiz tagte die erste Synode im Juni 1875; die Bischofswahl erfolgte am 7. Juni 1876: just 30 Jahre steht jetzt Bischof Herzog seinem schönen, aber verantwortungsvollen Amte vor. In Österreich gründete sich am 27. Juli 1871 in Wien ein Aktionskomitee, das unter unsäglichen Schwierigkeiten am 18. Oktober 1877 die staatliche Anerkennung der neuen Kirche erreichte; die erste Synode fand am 5. Juni 1879 statt.

Ihre bischöfliche Weihe erhielten der deutsche und der schweizerische Bischof von den Bischöfen der Kirche von Utrecht. Diese kleine Kirche war seit dem Jahre 1700 im Streit mit Rom, am 17. April 1723 hatte sie sich ihren ersten „romfreien" Bischof gewählt. Sie hatte bis zum Jahre 1870 ihre eigene ergreifende Geschichte, der wir hier nicht weiter nachgehen können. Ein anderer Anlaß hatte diese holländischen Gemeinden von Rom getrennt als die deutschen, schweizerischen und österreichischen, aber der gleiche Abscheu vor jesuitischem Wesen, vor römischer Mißbildung des Christentums. Am 24. September 1889 bekannten die Bischöfe aller der genannten Kirchen zu Utrecht ihren gemeinsamen Glauben und erklärten alle ihre Diözesen für Glieder einer und derselben altkatholischen Kirche.

Herman Schell †.

Am 31. Mai dieses Jahres starb im Alter von 56 Jahren an einem Herzschlag der ordentliche Professor der Apologetik, vergleichenden Religionswissenschaft und christlichen Kunstgeschichte an der Universität Würzburg, Dr. theol. et phil. Herman Schell. Es gab eine Zeit, da war der Name dieses Mannes in jedermanns Mund. Man erwartete große Dinge von ihm: eine epochemachende Krisis innerhalb der Kirche Roms. Es kam nicht dazu. Immerhin war Schell zeitweilig eine interessante Persönlichkeit. Darum widmen wir ihm auch in unserer Beilage einige Worte der Würdigung.

Herkunft und Bildungsgang Schells sind unseren Lesern aus den Tagesblättern bekannt. Zu Freiburg im Breisgau geboren, in Würzburg zum Priester geweiht und als Professor angestellt, hat Schell fast zwei Jahrzehnte lang als theologischer Schriftsteller und akademischer Lehrer gewirkt, ohne daß die Öffentlichkeit sich mit ihm zu beschäftigen Anlaß gehabt hätte. Erst im Jahre 1896 hat er die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich gelenkt. Damals hielt er bei der Einweihung des neuen Universitätsgebäudes, mit der für ihn die Übernahme des Rektorats verbunden war, eine Rede über „Theologie und Universität". In dieser Rede suchte er den für einen katholischen Theologen ungewöhnlich kühnen Nachweis zu führen, daß auch der Theologie die Freiheit des Forschens und Lehrens naturgemäß sei. Nur an die Tatsachen gebunden und nur am Gesetz der Wahrheit orientiert sei auch die Theologie eine voraussetzungslose Wissenschaft.

Durch den Beifall weiter Kreise mutig gemacht, trat Schell alsbald mit zwei höchst zeitgemäßen Broschüren auf den Plan. Im Jahre 1897 erschien „Der Katholizismus als Prinzip des Fortschritts" und 1898 „Die neue Zeit und der alte Glaube, eine kulturgeschichtliche Studie". Durch den Leo Taxil-Schwindel war die Frage der Bildungsrückständigkeit des Katholizismus zur Diskussion gestellt. Freiherr von Hertling hatte in der Säkularisation den Grund für die wissenschaftliche Inferiorität der Katholiken erblickt. Schell fand, daß der Grund des Übels tiefer sitze. In vielfacher Anlehnung an Kardinal Manning wies er nach, daß deutsche Innerlichkeit und germanischer Drang nach Persönlichkeitskultur immer mehr überwuchert werde vom romanischen Geiste mechanischer Devotion. Den Jesuitenorden beschuldigte er, daß er der eifrigste Förderer dieses Prozesses sei. Dem gegenüber forderte Schell, daß der germanische Geist sich mehr als bisher innerhalb der Kirche zur Geltung bringe, daß der katholische Klerus, statt in weltabgeschiedenen Seminarien, an unseren großen Kulturmittelpunkten, an den Universitäten, erzogen werde, daß den realistischen und naturwissenschaftlichen Bildungselementen bei der Jugenderziehung ein größerer Spielraum einzuräumen sei. Man sieht: allerlei gesunde und moderne Gedanken wurden hier freimütig zum Ausdruck gebracht. Aber ist für solche Gedanken innerhalb des mittelalterlichen Gottesstaates mit seiner jesuitisch erzogenen Hierokratie Anerkennung und Raum?

Schell sollte es bald genug erfahren. Zeitlebens entschiedener Zentrumsmann, hatte er in seinen Broschüren mit Lobsprüchen auf die Zentrumspartei nicht gekargt. Gleichwohl fiel die ultramontane Presse ungesäumt mit wildem Geschrei über ihn her. Wir können uns nicht versagen, hier abzudrucken, was der „Spectator" im seinem XXV. kirchenpolitischen Brief hierüber schreibt:*) „Herr Prof. Schell mochte laut seiner Vorrede wohl selbst fürchten, daß man sein ‚offenes Wort' an die deutschen Katholiken ‚anmaßend und unbegründet' finden werde. Er hat sich darin nicht getäuscht. Worin er sich entschieden geirrt hat, das war die sonderbare Vorstellung, ein Professor der Theologie an einer deutschen Hochschule habe überhaupt Recht und Pflicht, über solche Dinge sich öffentlich vernehmen zu lassen. Dem ist jedoch in der Tat nicht so. Verunglückte Theologen, durchgefallene Philologen, fortgejagte Gerichtsreferendare, und was es sonst noch an literarischer Halbwelt gibt, welche die Redaktionsbureaus unserer „katholischen" Zeitungen schmückt, — diese Leute haben das Recht, sich über die höchsten Interessen der Christenheit vernehmen zu lassen, bezw. abzudrucken, was ihnen von der Parteileitung als Futter für ihre Leserwelt zugewiesen wird: Die Universitätslehrer dagegen, welche dem Studium der höchsten Fragen ihr ganzes Leben widmen, sind von jeder Beteiligung an Debatten über dieselben ausgeschlossen, und zwar mit gutem Recht, denn sie sind ja heutzutage in der Katholicität noch die einzigen, welche — gewiß nur aus Stolz und Ehrgeiz — der Versuchung einer selbständigen Meinung unterliegen können und bei denen man, einige löbliche Ausnahmen zugegeben, im allgemeinen sogar eine persönliche Überzeugung vermuten

*) Vergl. Beilage z. „Allg. Zeitg.", Jahrgang 1897, Nr. 143.

darf, — ein Verbrechen, von dem sich der ganze ultramontane Troß ruhig freisprechen darf."

Das war nur das Vorspiel. Schon hierbei zeigte sich's, daß der Katholizismus eine freie Kritik nicht vertragen kann und von einer Aussöhnung mit der modernen Kultur nichts wissen will. Bald erfolgte ein vernichtender Schlag für Schell. Die deutschen Parteigänger der Jesuiten denunzierten ihn in Rom. Wahrscheinlich ging die Aktion vom Bischof Korum aus. Die Indexkongregation befaßte sich mit Schells Publikationen, von denen ein Teil ohne bischöfliche Druckerlaubnis erschienen war. Am 23. Februar 1899 wurde der vom 15. Dezember 1898 datierte Urteilsspruch kundgetan. Er betraf nicht bloß die oben genannten Broschüren, sondern auch die 1889/93 erschienene „Katholische Dogmatik" und ein apologetisches Werk „Die göttliche Wahrheit des Christentums," 1895/96. „Niemand — so heißt es dort —, wes Ranges und Standes er immer sei, soll es wagen, die genannten verurteilten Werke irgendwo oder in irgend einer Sprache herauszugeben oder zu lesen oder bei sich zu behalten; sondern jeder ist unter der im Index verzeichneten Strafe verpflichtet, dieselben den Bischöfen oder den Inquisitionen zu übergeben."*)

Nun war Schell vor die Entscheidung gestellt. Fiel sie gegen Rom aus, so konnte sie für das religiöse und konfessionelle Leben Deutschlands von größter Tragweite sein. Alle Welt erwartete von dem Universitätsprofessor eine Tat deutschen Wahrheitsmutes und deutscher Gewissenhaftigkeit. Unter begeisterter Zustimmung seines Auditoriums erklärte er am 27. Februar, er nehme nichts zurück und widerrufe nichts. Doch unmittelbar darauf zeigte er dem Bischof von Würzburg seine Unterwerfung an. Diesen völlig unerwarteten Rückzug motivierte er in einer äußerst gewundenen Erklärung am 3. März. Schell blieb im Banne der kirchlichen Autorität, d. h. er blieb was er als Dogmatiker und Apologet immer gewesen war, ein gehorsamer Katholik, dem die Wahrheit des katholischen Systems im ganzen unantastbar ist und dem die Pflicht der Pietät höher steht als die Pflicht der Selbstbehauptung und die Pflicht der unbeirrten Kritik. Wir machen ihm keinen Vorwurf daraus. Schell war eine geistig bewegliche und vielseitig interessierte, aber überwiegend intellektualistisch gerichtete Persönlichkeit; er war kein Willensmensch von durchgreifender und ausdauernder Kraft. Ultra posse nemo obligatur. Für das deutsche Geistesleben war sein Auftreten freilich ohne allen Gewinn. Das bedauern wir. Er hat Hoffnungen erweckt, die, wer weiß, welche spätere Zeit einmal erfüllen wird. Warten wir es in Geduld ab.

Seit der Katastrophe von 1899 hat Schell nicht mehr viel von sich reden gemacht. Eine Zeitlang hielt er sich noch zu den sogenannten Reformkatholiken. Als aber der Führer dieses Utopistenhäufleins, sein Freund Klasen, gestorben war, zog er sich auch von dieser Vereinigung zurück. Schriftstellerisch trat er noch einmal vor die breitere Öffentlichkeit mit einer Monographie über „Christus", die ohne allen und jeden Hauch protestantischer Wissenschaftlichkeit geschrieben ist. Als Universitätslehrer hat er stets zahlreiche Zuhörer gehabt und in seinen öffentlichen Vorlesungen auf weite Kreise der Gebildeten große Anziehungskraft ausgeübt. Feiner gestimmte Naturen fanden allerdings an dem aufdringlichen Pathos, an der ermüdenden Wortfülle und an der gesuchten Geistreichigkeit seiner Vorträge wenig Geschmack.

Jetzt ist er allem Streit entrückt. Am Pfingstsonntag Nachmittag hat man seinen entseelten Leib unter außerordentlichen Ehrungen zu Grabe gebracht. Vergegenwärtigen wir uns den Gesamteindruck seines Wirkens und seiner Persönlichkeit, so werden wir unwillkürlich an die Worte erinnert, die Harnack den Jansenisten gewidmet hat: „Wahrlich, ließe sich der Katholizismus durch den Katholizismus korrigieren, so hätte es damals in Frankreich geschehen müssen . . . Aber schließlich ist alles im Sande verlaufen. Die Bewegung wurde nicht nur mit Gewalt unterdrückt; sie endete, wie jede katholische Reformbewegung, in dem Verzicht auf den Widerspruch und in Schwärmerei."*)

*) Vergl. Eberhard, Der Fall Schell, Leipzig 1900, S. 8.

*) Harnack, Dogmengeschichte, III, S. 664.

Nachrichten.

Universität. Lic. theol. Dr. phil. Hermeling hat am 30. Mai eine Probevorlesung zur Habilitation bei der theologischen Fakultät in Leipzig gehalten. — Lic. Dr. Otto ist zum außerordentlichen Professor für die theologische Fakultät in Göttingen in Aussicht genommen. — Professor D. Dr. Hilgenfeld, der Senior der theologischen Fakultät, beging am 25. Mai den Tag, an dem er vor 60 Jahren philosophischer Doktor geworden war. Die Hallische Philosophenfakultät, die Berliner Theologenfakultät und seine Jenenser Kollegen, auch der zeitige Prorektor von Jena beglückwünschten den Jubilar, der geistesfrisch und unermüdlich arbeitet. — Der Philosoph Eduard v. Hartmann ist, 65 Jahre alt, am 5. Juni in Groß-Lichterfelde bei Berlin gestorben.

Einzelkelch. Dem Gemeindekirchenrat der Zionsgemeinde ging folgender Bescheid zu, den wir im Auszuge hier mitteilen:

Kgl. Konsistorium
der Provinz Brandenburg. Berlin, 23. Mai 1906.
K. II. Nr. 3506.

Auf den Bericht vom 5. Dezember 1904, Nr. 542 (Einführung des Einzelkelches betreffend).

Der Ev. Oberkirchenrat hat in seinem Erlaß v. 3. IV. 1906 — E. O. 1136 — folgende Entscheidung getroffen: Es ist unbedingt der Grundsatz festzuhalten, daß es in keinem Falle Sache der Einzelgemeinde, sondern nur der Gesamtkirche sein könne, die Jahrhunderte hindurch festgehaltene und in den Bestimmungen der Agende zweifellos vorausgesetzte Sitte des Gesamtkelches zu ändern. Mit aller Entschiedenheit muß betont werden, daß als Einrichtung der Landeskirche für die regelmäßigen öffentlichen Abendmahlsfeiern der Brauch des Gesamtkelches unangetastet zu bleiben hat. Es sind also auch die Anträge auf fakultativen oder abwechselnden Gebrauch des Einzelkelches abzulehnen. Es wird dabei — was bereits im Erlasse vom 26. I. 1905 ausgeführt war —, als unerläßlich vorausgesetzt, daß bei der äußeren Ordnung der Feier nach jeder Seite hin alles vermieden werde, was von einem feineren ästhetischen Gefühl als störend empfunden werden könnte. Die Beachtung peinlichster Sauberkeit wird zur ernsten Pflicht . . . . (folgen eingehende Einzelheiten über Behandlung des Kelchs usw. zur Erzielung möglichster Reinlichkeit . . . . .)

(Schlußabsatz). Indessen soll unbeschadet der in der Gemeinde üblichen regelmäßigen Abendmahlsfeiern auf besonders begründeten Antrag der zuständigen Gemeindeorgane von der kirchlichen Aufsichtsbehörde der Gebrauch des Einzelkelchs gestattet werden können in besonderen, genau zu bezeichnenden Wochen- oder Nebengottesdiensten, aber nur unter der Voraussetzung, daß 1) die durch die Agende festgelegten liturgischen Formen, zu denen u. a. auch die Abhaltung der Abendmahlsfeier am Altar gehört, in keiner Weise verändert werden, 2) die Würde und Reinheit der Feier vor jeder Beeinträchtigung geschützt werde. Mit Bezug hierauf wird auch der Gebrauch von Privatkelchen nicht zuzulassen sein.

(gez.) Steinhausen.

An den Gem. Kirchenrat der Zionsgemeinde, hier.

Die Berliner Stadtmission wird den Pastor Gebhardt von der Lutherkirche in Berlin bei der Kirchenbehörde anzeigen, weil er auf der Synode Friedrichs-Werder II scharfe Angriffe gegen sie gerichtet hat. Die Stöckersche „Staatsbürgerzeitung" teilt dies mit und muß es ja wissen. — Auch eine Methode des Kampfes!

Die Konfessionellen haben auch in Pommern wie in Schlesien sich organisiert.

Lehrprozeß? Das Schlesische Konsistorium hat drei Vorträge des Liegnitzer Pastors Dr. Franke (Was ist Bibelglaube? Was heißt an Jesus Christus glauben? Erlösungslehren und Erlösungsglaube) im Wortlaut eingefordert infolge einer Denunziation. Pastor Franke hat infolge dessen die Vorträge im Druck erscheinen lassen. (Verlag von Fritz Weist in Liegnitz. Preis 80 Pfg. Zu beziehen durch die Zentralstelle.)

Der zweite Kongreß für protestantischen Kirchenbau wird am 5. bis 7. September in Dresden im Anschluß an die dritte deutsche Kunstgewerbe-Ausstellung stattfinden.

Die Freie deutsche Evangelische Konferenz (Leipzig) will nach der „Chronik" Nr. 23 noch einmal versuchen, eine Tagung zustande zu bringen, nach dem die auf den 18.—19. April angesetzte Versammlung wegen schwachen Besuches abgesetzt war.

Der Deutsche Lehrertag hat am 5. und 6. Juni in München unter ungeheurer Beteiligung stattgefunden. Größere und kleinere Zeitungen haben Berichte gebracht, neues und genaueres können wir kaum noch bringen, vielleicht bekommen wir doch noch ein Stimmungs-

bild. — Die Resolutionen und Anträge haben wir gesammelt — als Aktenstücke zur Geschichte, zur Entwicklung des deutschen Protestantismus. — Dem „Reichsboten" hat sein Berichterstatter folgende Äußerung des Lehrers Pautsch-Berlin stenographiert: „Der Satz, die Schule soll unchristlich sein, wird dem Lehrerverein in der nächsten Woche in jedem Kaplanblättchen vorgehalten werden" . . . Die Weissagung hat sich noch früher erfüllt, denn der „Reichsbote" schreibt in derselben Nr. 131: „So lange diese Lehrertage bestehen, sind sie alle der Tummelplatz für die Bestrebungen gewesen, welche die Schule von der Kirche und dem Christentum radikal trennen wollen, um in der Schule die Pädagogik des freien Geistes, des Unglaubens, des naturalistischen Individualismus an Stelle des konfessionellen Religionsunterrichts in der Gestalt eines sogenannten allgemeinen Religionsunterrichts zu setzen." Nach dieser Äußerung und nach den Zeitungsberichten ist frisch und fröhlich aus der Gegenwart und ihren Gedanken heraus für eine rechte Zukunft auf dem Lehrertage gearbeitet worden. Das muß den „Reichsboten" natürlich ärgern, das kann uns nur freuen. Es sind schwere und ernste Probleme gewesen, die da aufgerollt und gewiß durch die schließlichen Abstimmungen nicht erledigt wurden. Weder die Lehrerinnenfrage, die eine Sezession der Lehrerinnen und eine Protestversammlung unter der Führung von Helene Lange brachte, noch die Simultanschulfrage, in der man schließlich auf einen Friedensbeschluß sich einigte. Simultanschule, Konfessionsschule, weltliche Schule (Bremer Lehrer), Nationalschule im Sinne und Geiste Fichtes, Steins und Pestalozzis, das sind Probleme, die auch in unserem Kreise durchgedacht werden müssen und durchgearbeitet werden sollen. In der Lehrerinnenfrage kann aber unmöglich der Satz der Weisheit letzten Schluß enthalten (aus dem Bericht des „Reichsboten"): „Glauben Sie nicht, daß wir nicht wissen, daß die Lehrerinnenfrage ein Teil der großen sozialen Bewegung ist: aber wir haben ein Recht, im gewissen Sinne unseren Besitzstand zu wahren." Prächtig scheint die Rede des Professors Dr. Ziegler-Straßburg gewesen zu sein, nach dem Wort des „Reichsboten" gemessen; er meint, einen jugendlichen, unreifen Agitator zu hören, nennt Zieglers Ansichten „verrückt" und ruft nach der Polizei gegen die beifallspendenden Lehrer. Z's. Rede wird wohl im Druck erscheinen und dann uns gewiß noch beschäftigen.

Fortbildungsschule und Religionsunterricht. Die Württembergische Kammer der Abgeordneten hat nach der „Staatsb.-Ztg." bei Beratung des Gesetzentwurfs, betreffend die Gewerbe- und Handelsschulen, einen Antrag des Zentrums auf Einführung des Religionsunterrichts als obligatorisches Fach für gewerbliche Fortbildungsschulen mit 53 gegen 22 Stimmen abgelehnt, dagegen einen Antrag des Prälaten von Berg (Fr. Vgg.), in dem die Regierung ersucht wird, die Vorstände der gewerblichen Fortbildungsschulen anzuweisen, den freiwilligen Veranstaltungen zur sittlichen und religiösen Förderung der aus der Schule entlassenen männlichen Jugend ihre Unterstützung zu leihen, mit 46 gegen 28 Stimmen angenommen.

Geistliche Ortsschulaufsicht. In Anhalt hat der Staatsminister von Dallwitz erklärt, die Ortsschulaufsicht der Geistlichen bezöge sich nicht auf die technischen und methodischen Fragen. Nach einer bisher nicht aufgehobenen Bestimmung ist dem nicht so, eine Pfarrerkonferenz in Dessau hat um Aufklärung gebeten.

Von der Mission. Einen schweren Verlust hat die Missionsgesellschaft Berlin I durch den Tod ihres erst 47 Jahre alter Missionsinspektor Sauterzweig-Schmidt erlitten. Er ist auf einer Inspektionsreise in Hongkong gestorben.

Baden. Stadtpfarrer D. Brückner in Karlsruhe hat für den 1. Oktober d. J. seine Pensionierung beantragt und sie unter besonderer Anerkennung seiner langjährigen treuen Dienste für diesen Termin erhalten. Der Führer der Positiven in der Kirchengemeindeversammlung, Minister Frh. v. Marschall, gab der Trauer Ausdruck, diesen hervorragenden Geistlichen verlieren zu müssen. Er erwähnte, wie Brückner es verstanden habe, unter den verschiedenen Richtungen Frieden zu erhalten und in gewissenhafter Pflichterfüllung unübertrefflich war. Stadtpfarrer Wilhelm Brückner ist im Jahre 1832 zu St. Petersburg geboren, trat im Jahre 1868 in den badischen Kirchendienst ein, wurde im Jahre 1870 Pfarrer in Dahlingen und wirkt seit dem Jahre 1875 als Stadtpfarrer in Karlsruhe. Hier hat er sich besondere Wertschätzung erworben. Als Prediger wie als Redner genießt er einen hervorragenden Ruf, seine Vorträge im Protestantenverein waren stets ein Anziehungspunkt für die gebildete Welt. Auch durch seine literarische Tätigkeit hat er sich als liberaler Vorkämpfer einen Namen gemacht.

Schleswig-Holstein. Nach einem Erlaß des Kultusministers ist die Bestimmung des § 6 Absatz 1 des Gesetzes vom 17. August 1898, betreffend die Anstellungsfähigkeit und Vorbildung der Geistlichen in der evangelisch-lutherischen Kirche der Provinz Schleswig-Holstein, durch die andere ersetzt, daß jeder Kandidat der Theologie einen einjährigen Kursus in einem schleswig-holsteinischen Predigerseminar und danach ein einjähriges Lehrvikariat zu absolvieren verpflichtet ist. Diese Bestimmung tritt sofort in Kraft.

Österreich. Am 19. April 1863 fand im Innsbruck der erste evangelische Gottesdienst statt. In den 70er Jahren wurde die evangelische Gemeinde gesammelt, nun ist am 20. Mai die Christuskirche geweiht worden, die auf einem von der Stadtgemeinde geschenkten Platz sich erhebt. —

England. Vom 8. bis 10. Mai hat in London unter dem Vorsitz des deutschen Generalkonsuls Freiherrn von Lindenfels der erste Gemeindetag die Vertreter derjenigen deutschen evangelischen Gemeinden Großbritanniens vereinigt, die sich im November vorigen Jahres in einem Verbande zusammengeschlossen hatten. Die Verhandlungen betrafen eine Regelung des Verhältnisses der deutschen Seemannsmission zum neuen Verbande, die Abfassung einer Geschichte der deutschen evangelischen Gemeinden, deren älteste die Hamburger lutherische Gemeinde ist und die Einführung eines einheitlichen Gesangbuches; man gedenkt das neue württembergische zu empfehlen. Für die Konfirmationspraxis wurde der Gebrauch der deutschen Sprache und der zweijährige Unterricht empfohlen. Der Versammlung wohnte als Vertreter des deutschen evangelischen Kirchenausschusses der Präsident des preußischen Oberkirchenrats Voigts bei.

Anzeigen.

Preis für die viergespaltene Petitzeile (45 mm breit) oder deren Raum 30 Pfg. Bei Wiederholungen entsprechenden Rabatt. Reklamezeile 80 Pfg. Beilagen nach Gewicht 15—30 Mk.

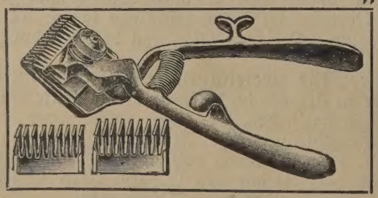
Wir bitten unsere geehrten Freunde, im Bedarfsfalle in erster Linie die hier inserierenden Firmen zu berücksichtigen und sich bei Bestellungen stets auf das „Protestantenblatt" zu beziehen.

Flügel Pianinos Phonola **Julius Blüthner** Berlin W. Potsdamerstrasse 41.

Die Grenzen der kirchlichen Lehrfreiheit
Vortrag,
gehalten im Bremischen Protestantenverein von Landgerichtsrat a. D. **W. Kulemann.**
Preis 50 Pfg.
Bremen. Carl Schünemann, Verlag.

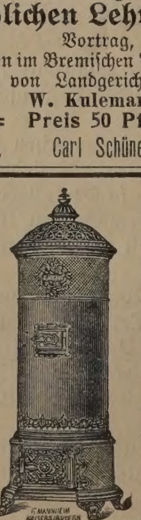
Erfurt. Leser und Freunde des „Protestantenblatt" von Erfurt und Umgegend werden zum Zweck gegenseitiger Aussprache und gemeinsamer Interessenwahrnehmung um Einsendung ihrer w. Adressen gebeten. August Schwarzkopf, Erfurt, Fr. Wilh.-Pl. 4.

Rehfeld's Haarschneidemaschine „Familienfreund"



mit 2 Aufschiebkämmen schneidet d. Haare 3, 7 u. 10 mm. Jeder Familienvater **spart viel Geld** und schützt seine Kinder vor Ansteckung, wenn er ihnen die Haare selbst schneidet. Jeder Ungeübte kann mit dies. Maschine Haare schneiden. Preis per Stck. **nur 3.80 Mk.**
(Porto 20 Pf. extra.) Versand nur gegen Nachnahme oder Voreinsendung des Betrages. Kein Risico! Illustrierter Katalog auf Wunsch gratis und franko.
Rehfeld & Backe, Solingen,
Solinger Stahlwarenfabrik mit Versand direkt an Private. [658]

Henn's Kirchenöfen D. R. P.



Monatelang auf Probe!
E. Henn, Ofen-Fabrik, **Kaiserslautern.**

Junger Glaube
Eine Sammlung von Kinder- und Jugendpredigten
herausgegeben von
Pastor **R. Emde**
Preis brosch. ℳ **1.25**, geb. ℳ **2.25**.
Die Sammlung enthält fünfundzwanzig Predigten von namhaften liberalen Kanzelrednern. Sie will zeigen, wie undogmatisches Christentum in unseren Tagen jungen Herzen von der Kanzel aus nahe gebracht werden kann.
Bremen. Verlag von **Carl Schünemann.**

Für die Herausgabe verantwortlich: Pastor R. Emde, Bremen, Kirchbachstraße 7. Verlag und Druck von Carl Schünemann, Bremen.